SCHURICHT

AUSZUG

AUS DEM TAGEBUCHE EINES

MATERIALISTEN

FONDO PROVINCIA

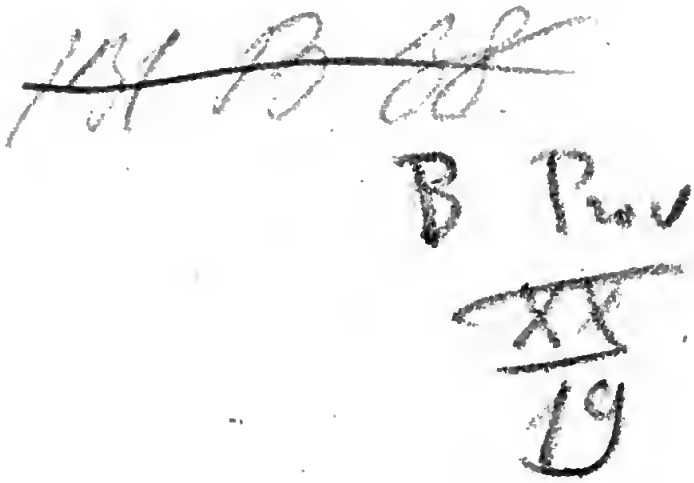
BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armadio

Palchetto

Num.° d' ordine

131


B Pm
XX
19

Tagebuch eines Materialiſten.

BIBLIOTECA PROVINCIALE
NAPOLI

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Daumer, G. F., Geheimnisse des christlichen Alterthums. 2 Bde.	3	—
— Die Religion des neuen Weltalters. 3 Bände.	4	15
— Aphorismen betreffend die politischen und religiösen Interessen der Zeit	—	12
Douglass, Frederic, Sclaverei und Freiheit. Aus dem Englischen übertragen von Ottilie Assing	1	15
Falkson, Ferdinand, Giordano Bruno	1	15
Gutzkow, Dr. K., öffentliche Charaktere	1	20
— zur Philosophie der Geschichte.	1	20
Herzen, Alexander, Briefe aus Italien und Frankreich	1	—
— Rußlands sociale Zustände	1	—
— Vom anderen Ufer	1	15
Immermann, Karl, Memorabilien. 3 Theile	5	10
Lamennais, de, Worte eines Gläubigen	—	15
Lange, Wichard, zum Verständnisse Friedrich Fröbels. 2 Hefte.	—	10
— Knospen, Blüthen und Früchte erziehlichen Strebens. Pädagogische Anregungen	1	15
Lau, Dr. Thaddäus, Zur Auswahl. Skizzen und Artikel	1	—
Meißner, Alfred, Heinrich Heine. Erinnerungen	1	15
Poesche, H., Friedrich Fröbel's entwickelnd erziehende Menschenbildung. I.	—	10
Quételet, Ad., Zur Naturgeschichte der Gesellschaft. Deutsch von Dr. Karl Adler	1	7½
Rée, Anton, Wanderungen eines Zeitgenossen auf dem Gebiete der Ethik. 2 Bände.	2	—
— Ueber Gewissensfreiheit	—	3
Ronge, Johannes, das Wesen der freien christlichen Kirche	—	7½
Salomon, Dr. G., Denkmal der Erinnerung an Moses Mendelssohn.	1	—
Schaedtler, O. H. v., allgemein verständliche Psychologie.	1	7½
Schiller und Goethe. Ein psychologisches Fragment.	—	7½
Smetana, Dr. August, Die Katastrophe und der Ausgang der Geschichte der Philosophie	1	15
Steinheim, Dr., Moses Mendelssohn und seine Schule in ihrer Beziehung zur Aufgabe des neuen Jahrhunderts der alten Zeitrechnung	—	15
Strodtmann, Adolph, Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung. Biographisches Skizzenbuch. 2 Theile	3	—
Wehse, Dr. Eduard, Shakespeare als Protestant, Politiker, Psycholog und Dichter. 2 Bände	3	10
Wolckhausen, C., drei Reden über Gewissensfreiheit	—	16
Wienbarg, Dr. L., ästhetische Feldzüge	1	20
— Wanderungen durch den Thierkreis	1	15
— zur neuesten Literatur	—	25
— geschichtliche Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur.	—	25
Ziegler, Kael, Grabbe's Leben und Charakter	1	—

648002

Auszug

aus dem Tagebuche eines

Materialisten.

BIBLIOTECA PROVINCIALE NAPOLI

Von

Richard Schuricht.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird ausdrücklich vorbehalten.

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE NAPOLI

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1860.

BIBLIOTECA PROVINCIALE
DI
NAPOLI

Vorrede.

Durch dieſe kleine Schrift, welche ich heute dem Drucker übergebe, will ich keine Proſelyten machen. Wohl aber würde es mir Vergnügen bereiten, wenn ſie die Klarheit in der brennenden Frage bei Anderen förderte. Eine eigentliche Aufgabe habe ich mir mit der Veröffentlichung von Bruchſtücken meines Tagebuches nicht geſtellt. Ich bin zu ſehr Materialiſt, um lobende Anerkennung zu ſuchen und mache mir Nichts aus dem allgemeinen Anathema.

Berlin, den 4. Januar 1860.

Richard Schuricht.

BIBLIOTECA PROVINCIALE
NAPOLI

Inhalt.

Seite

I. Unſer Standpunkt 1
II. Nothwendigkeit ein ſpecieller Fall des Zufalls . . . 13
III. Wirklichkeit und Ideal 19
IV. Das Prinzip der Selbſtſucht 32
V. Was iſt gut? 48
VI. Troſtloſigkeit unſerer Lage 64
VII. Gegen die Gattungstheorie 85
VIII. Das Spiel 103
IX. Materialiſtiſche Schlußbetrachtung 111

I.

Unſer Standpunkt.

Drei verſchiedene Verſuche hat der Menſch gemacht, um ſich und ſein Handeln mit der Außenwelt in Einklang zu ſetzen. In den erſten Zeiten, als der Vorrath der Erfahrungen noch unendlich klein war*), da war es die Phantaſie, welche verſuchte, die Bedingungen des menſchlichen Daſeins nach Maßgabe menſchlicher Hoffnungen in bilderreicher Sprache auszudrücken. Aus dem Bedürfniſſe zu träumen entwickelten ſich durch die Phantaſie Religionen. Sowie der Menſch ſich durch die Zeichenſprache verſtändlich zu machen ſucht, bevor er ſeine Gedanken in Worte faſſen lernt, ſo äußerte ſich die Religioſität des Menſchen zuerſt durch die Symbolik, dann durch die Dogmatik. Je farbenreicher die Bilder ſind, welche ſich die Phantaſie vorgaukelt, je gewundener, je unverſtändlicher die Dogmen ſind, deſto wohler fühlt ſich der Religiöſe. Orakel machten von jeher den größten Eindruck, wenn ſie recht unverſtändlich waren. Es iſt ja bekannt: gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört, es müſſe ſich dabei doch auch was denken laſſen und ein vollkommner Widerſpruch bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren. Wer das nicht glaubt, der leſe die Offenbarung Johannis, welche ſchon der Gegenſtand des

*) Feuerbach ſagt: Gott iſt der den Mangel der Theorie erſetzende Begriff.

Studiums der geiſtreichſten Leute war und gleichzeitig von den größten Dummköpfen bewundert wird. Oder er erinnere ſich daran, daß die Chriſtenheit ſich faſt zwei Jahrtauſende im Nachgrübeln über die Dogmen der Dreieinigkeit und unbefleckten Empfängniß den Kopf zerbrochen hat.

Das eigene Ideal nannte der Menſch Gott und perſonificirte es. Sein eigenes ideales Streben nannte er die Gebote dieſes Gottes. Gott war ihm der Superlativ ſeines idealen Selbſtes. Ganz recht nennt Feuerbach die Religion die erſte, indirecte Selbſterkenntniß des Menſchen. Denn der kürzeſte, weil einzig richtige, darum gerade, directe Weg iſt der Weg der Erfahrung, die Wiſſenſchaft. —

Als der Vorrath der Erfahrungen größer geworden, verſuchte die Speculation, mit einem gegebenen Vorrathe von Wahrnehmungen die Bedingungen des menſchlichen Daſeins nach Maßgabe der Denkbarkeit in Worten auszudrücken. So entſtand die Philoſophie, welche neben vielem Richtigen auch viel Unſinn als Wahrheit aufſtellte, jenes Wortgeklingel, welches man in ſeiner höchſten Ausbildung Sophiſterei nennt. Worte ſind willkürliche Bezeichnungen für die Dinge, welche wir nicht begreifen können. In Wahrheit: Eben weil wir Nichts in der Welt begreifen können, darum bedürfen, darum haben wir Worte. Man ſieht, daß Göthe vollkommen Recht hat, wenn er ſagt: Da wo Begriffe fehlen, da ſtellt zur rechten Zeit ein Wort ſich ein. Ich ſagte, daß wir überhaupt Nichts in der Welt begreifen können. Begreifen läßt ſich überhaupt nur das, was greifbar iſt und weil unſere Organe nicht unendlich, nicht vollkommen ſind, darum läßt ſich das nicht begreifen, was keine Grenzen hat. Es läßt ſich aber mit Beſtimmtheit nachweiſen, daß es in der Welt keine Grenzen giebt und daraus folgt unmittelbar, daß

wir Nichts begreifen können. Weil wir nun Nichts begreifen können, darum haben wir für Alles Worte. —

Einer der wichtigsten Erfahrungssätze ist: „Es giebt keine Grenzen.“ Am deutlichsten lehrt dies die Geologie; sie beweis't, daß aus den Mineralien auf chemischem und mechanischem Wege, vornehmlich durch den zersetzenden Einfluß der Atmosphäre und des Wassers, sich dammsaure Erde entwickelt hat, daß aus der dammsauren Erde Moose, Pilze und Pflanzen von immer complicirterer Organisation sich entwickelt haben. Wir sehen in der Botanik, daß alle Pflanzen vom einfachsten Moose an bis zum fruchttragenden Baum eine große aber ununterbrochene Kette bilden, das von einem genus zum anderen, von einer species zur anderen sich immer ein Uebergangsglied vorfindet, daß man demnach nicht sagen darf, die Ceder, die Palme sei nicht durch Urzeugung entstanden, wenn man nicht das Gleiche von den Moosen und Flechten sagen darf. Wenn wir aber wissen, daß die Letzteren durch Urzeugung entstehen, so müssen wir sagen: Alle Pflanzen sind durch Urzeugung entstanden. Aber nun fragt es sich: „Gehören die Pflanzenthiere nicht auch zum Pflanzenreiche?“ Man wird sagen: Auch sie sind durch Urzeugung entstanden. Weiter wird man fragen: Muß man nicht ebenso gut als die Pflanzenthiere alle Thiere als durch Urzeugung entstanden annehmen, da ebensogut wie die Pflanzen bis zu den Pflanzenthieren, die Thiere von den Pflanzenthieren an eine einzige ununterbrochene Kette bilden? Man sieht, daß die Eintheilung der Natur in drei Reiche eine durchaus willkürliche ist und daß es in der That keine Grenzen und darum auch keine Begriffe giebt.

Je unklarer, je poetischer uns ein Ding erscheint, desto mehr Namen pflegen wir ihm zu geben. Weil wir dem

Worte eine zu hohe Bedeutung beilegen, weil wir dieſen willkürlichen Bezeichnungen für die Dinge, welche wir nicht begreifen können, gern einen beſtimmten Werth zuſchreiben möchten, ſo laufen wir faſt immer Gefahr, die Sprache für mehr anzuſehen als ſie iſt; ſie iſt ein mangelhaftes Mittel zum Ausdruck unſerer Gedanken, wir aber erlauben uns, aus dieſem Conglomerat von Unklarheit Rückſchlüſſe auf die ewig klaren Thatſachen zu machen. Wenn man wiſſenſchaftliche Folgerungen machen will, ſo muß man ſich der Sprache nur mit der höchſten Vorſicht, ja mit Mißtrauen bedienen. Nur gar zu leicht läßt man ſich dem Wohllaut einer klarklingenden Redensart zu Lieb zur Oberflächlichkeit verleiten. Nicht Alles, was ſich ſagen läßt, iſt denkbar und nicht Alles was denkbar iſt, iſt wirklich; und dennoch wagt man es, den Thatſachen das Wort gegenüberzuſtellen. Und doch ſagt der Philoſoph: Was nicht logiſch iſt, das kann auch nicht wirklich ſein. Ja, der Menſch iſt in ſeiner Wortvergötterung ſoweit gegangen, ſeinem Wort eine ſtoffliche Wirkung zuzuſchreiben; ich erinnere nur an die Zauberſegen, Beſchwörungsformeln, an das Verſprechen, Beſprechen, ja an die in der chriſtlichen Religion befindlichen religiöſen Formeln. So iſt es erklärlich, warum der Zweckmäßigkeitstheoretiker ſagt: Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Das heißt: Im Anfang war die Formel, dieſe Formel entſprang aus der Zweckmäßigkeitstheorie und unſer Ideal war die formulirte Zweckmäßigkeitstheorie. — Weil nun, wie wir geſehen haben, das Wort eine willkürliche Bezeichnung iſt, darum läßt ſich mit Worten Alles beweiſen. Freilich ſollte man nur eine empiriſche Beweisführung einen eigentlichen Beweis nennen. Eine empiriſche Beweisführung aber ſetzt einen ſchon ziemlich bedeuten-

den Wiſſensvorrath voraus und dieſen hat erſt die Neuzeit ſich erworben. Deshalb nennen, wenn auch mit Unrecht noch jetzt, unſere Theologen und ſubjectiv Speculirenden ein ſiegreiches Wortgefecht einen Beweis.

Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Aus Worten ein Syſtem bereiten,
An Worte läßt ſich trefflich glauben
Von einem Wort läßt ſich kein Jota rauben! —

Um den Bedürfniſſen der Religion zu genügen, welche einer objektiven Weltanſchauung geradezu entgegenſtehen, hat es die Philoſophie in der Abſtraktion oder Subjectivität erſtaunlich weit gebracht. Die Welt iſt die Schranke der Subjectivität des Menſchen. Die Phantaſie, die Speculation überſpringen dieſe unerträglich läſtige Schranke ohne doch eigentlich über ſie hinwegzukommen. Der ſubjectiv Speculirende will die Welt aus ſeinem eigenſten Bewußtſein conſtruiren. Er wendet ſeine Blicke von den Gegenſtänden ab, um ja recht abgezogene Begriffe zu erhalten, er vergißt, daß es unmöglich iſt, etwas zu wiſſen ohne ein Verhältniß des Beobachters zum beobachteten Gegenſtande, daß alles Sein ein Sein durch Eigenſchaften iſt, und daß es keine Eigenſchaft giebt, welche ſich anders kundgiebt, als durch dieſes Verhältniß (Moleſchott). Der Stoff, welcher die Metalle oxydiren macht, den nennen wir Sauerſtoff. Die Unterſuchung der Sauerſtoffverbindungen mußte der Entdeckung des Sauerſtoffs vorangehen. Warum haben die ſubjectiv Speculirenden noch keine Entdeckung ohne Apparate aus ihrem innerſten Bewußtſein gemacht?

Zwar fängt man in neueſter Zeit an, die Mathematik zu den Erfahrungswiſſenſchaften zu rechnen, aber es giebt noch immer Leute, welche die Mathematik für ein Product der menſchlichen Denkkraft halten, welches mit der Erfahrung nicht

die geringſten Berührungspunkte habe. Und doch ſind dem Menſchen die Grundſätze, auf welchen die ganze Mathematik baſirt, nicht angeboren; ſie ſind vielmehr recht eigentliche Erfahrungsſätze, ſie laſſen ſich nicht mathematiſch, wohl aber empiriſch beweiſen. Alſo: die Baſis der Mathematik iſt die Erfahrung. — Aber ſelbſt an dieſen Grundſätzen läßt ſich die Mathematik nicht genügen, ſie ſieht ſich wiederholt genöthigt, noch von Zeit zu Zeit an die Erfahrung zu appelliren. So benutzt ſie z. B. mit Vortheil die Schwerpunktsgleichung aus der Mechanik zur Inhaltsberechnung der Körper. Man hat all unſer Wiſſen auf Zahlen zurückführen wollen und deshalb der Zahl einen abſoluten Werth beizulegen geſucht. Um aber zu dem Begriff der Zahl zu gelangen, müſſen wir eine beliebige Zahl annehmen und ſie mit einer anderen beliebigen Zahl vergleichen, welche das Maaß der Vergleichung iſt. Dieſes beliebige Maaß der Vergleichung nennen wir Einheit. Wenn aber die Einheit beliebig iſt, ſo iſt die Zahl überhaupt beliebig, d. h. ſie iſt von keinem abſoluten Werthe. Das Weſentliche bei Entſcheidung der Frage, ob die Mathematik Erfahrungswiſſenſchaft ſei oder nicht, iſt die Definition des Begriffs der Zahl. Die Zahl iſt das Factotum der Mathematik. In der Chemie ſind die Grundſtoffe das, was in der Mathematik die Zahlen ſind. Die chemiſche Analyſe iſt die Aufſuchung der Verbindungen, welche die Grundſtoffe eingehen können, die mathematiſche Analyſe iſt die Aufſuchung der Verbindungen, welche die Zahlen in einem beliebig angenommenen Falle eingegangen ſind. Die chemiſche Analyſe iſt die Aufſuchung der Verbindungen, welche der Stoff in Rückſicht auf ſeine Qualität, die mathematiſche Analyſe die Aufſuchung der Verbindungen, welche der Stoff in Rückſicht auf ſeine Quantität eingehen kann. Im erſteren Falle ge-

langen wir zum chemiſchen, im anderen Falle zum mathematiſchen Geſetz. Man hat der Mathematik daraus ein Verdienſt machen wollen, daß man ſie auf alle Dinge in der Welt anwenden könne. Die Mathematik reſultirt aus der Betrachtung der Maſſen, des Raumes und muß ſich immer da finden, wo Maſſen ſind d. h. in der ganzen Welt. Deshalb müßen wir ſie bei allen Betrachtungen von Stoffverbindungen berückſichtigen. Wäre die Mathematik, wie Kant behauptet, eine rein ſpekulative Wiſſenſchaft, ſo müßten alle Ergebniſſe derſelben richtig ſein, d. h. mit der Wirklichkeit übereinſtimmen. Iſt die Einheit möglich, ſo müßten alle Zahlencombinationen möglich ſein. Das heißt: Wenn $\sqrt{4}$ den reellen Werth ± 2 giebt, ſo müßte auch $\sqrt{-4}$ einen möglichen Werth geben d. h. einen Werth, welcher ſich auch in der Wirklichkeit auffinden läßt. Die Speculation gebe eine Antwort auf unſere vollkommen berechtigte Frage, warum wir aus einer negativen Größe die Wurzel nicht ziehen können, warum die imaginären Zahlen der Wirklichkeit widerſprechen. Wir, die wir die Mathematik für eine Erfahrungswiſſenſchaft erklären, antworten einfach: Wir können nicht aus einer negativen Größe die Wurzel ziehen, weil wir die Erfahrung machen, daß wir durch die Rechnung keine reellen Werthe erhalten. Der ſubjectiv Speculirende verſuche es, eine Antwort auf jene Frage zu geben, welche auch nur annähernd ſich an Klarheit und Bündigkeit mit der von uns gegeben Antwort vergleichen ließe. Obwohl nun die ſubjective Speculation vorgiebt, der ſinnlichen Vorſtellungen entbehren zu können, ſo bedient ſie ſich doch der ſinnlichen Vorſtellungen von Raum und Zeit. Ich ſage, daß Raum und Zeit ſinnliche Vorſtellungen ſind, weil wir ſie nur durch die ſinnliche Wahrnehmung der Bewegung d. h. der räum-

lichen Veränderung, durch das Nebeneinander und Nacheinander finden können. Nicht minder belehrend als wir oben die Natur der Grundsätze fanden, ist die Natur der Messungen. Denn obwohl wir verschiedene Benennungen für die Messungen des Raumes, der Zeit, der Temperatur, des Wetters u. s. w. haben, so beruht die Messung selbst doch immer auf der nämlichen grobsinnlichen Procedur, welche darin besteht, daß wir die räumliche Veränderung messen. — Feuerbach spricht es kurz und richtig aus: „Das Ding an sich, das ist das „Ding für mich. — Den Unterschied zwischen dem Gegen„stand, wie er an sich und wie er für mich ist, kann ich nur „da machen, wo mir ein Gegenstand wirklich anders er„scheinen kann wie er ist und wie er mir erscheinen muß. „Das absolute Wesen des Menschen ist sein eigenes Wesen; „die Macht des Gegenstandes über ihn die Macht seines „eigenen Wesens; so ist die Macht des Gegenstandes des „Gefühls die Macht des Gefühls, die Macht des Gegen„standes der Vernunft die Macht der Vernunft."

Feuerbach erklärt zwar, (Wesen des Christenthums S. IX) daß er seine Gedanken nur auf Materialien gründen wolle, aber es ist leicht einzusehen oder auch schwer einzusehen, wie er das Wort „Materialien" versteht, wenn er schon auf der folgenden Seite den Gedanken ein Gegentheil des Stoffs, des Wesens, der Sinne nennt.

Die Philosophie ist die zweite indirecte Selbsterkenntniß des Menschen. Bei einer objectiven Weltanschauung trennt man nicht Körper und Geist, denn man erkennt sie als zusammengehörig. Aus der Indentität von Körper und Geist folgt jedoch unmittelbar, daß die Schranke des Körpers auch die Schranke des Geistes ist.

Während viele klare Köpfe ihre Kräfte auf dem un-

fruchtbaren Boden der Abſtraktion vergeudeten arbeiteten die Freunde der Wiſſenſchaft anfangs ſtill, dann immer hörbarer im Schachte des Wiſſens und förderten ein anſehnliches Stück Wiſſen nach dem anderen zu Tage. So iſt denn in unſerer Zeit der Vorrath der zu Tage geförderten Erfahrung ſo groß geworden, daß er uns ein Urtheil über den ganzen Wiſſensſchacht ermöglicht. Zwar ſind wir noch unendlich weit entfernt, Alles zu wiſſen, aber die Umriſſe und Grundwahrheiten der Naturwiſſenſchaften ſtehen feſt.*) Stoßen**) wir auch hin und wieder auf Schwierigkeiten, zu deren Löſung unſere ſpecielle Kenntniß nicht ausreicht, ſo werfen die feſtſtehenden Grundwahrheiten doch ein zu helles Licht als daß wir eine andere als die naturgemäße Löſung vermuthen könnten. Solche Grundwahrheiten ſind: Die Kraft iſt eine Eigenſchaft des Stoffs. Der Stoff iſt unſterblich. Es giebt keine Grenzen u. ſ. w.

Nur das Reelle verdient, zum Ausgangspunkt unſerer Betrachtungen gewählt zu werden; das Reellſte in der Welt iſt aber der Stoff. Sophiſterei hat verſucht, die Realität des Stoffs zu beſtreiten. Die dynamiſche Hypotheſe erklärt ſogar den Stoff für eine Funktion der Kraft und ſelbſt Büchner iſt noch ungewiß,***) ob der Stoff eine Funktion der Kraft ſei oder die Kraft eine Funktion des Stoffs. Die Kraft wäre die unabhängige (willkürlich gewählte) Größe,†) der Stoff wäre die unabhängige Größe. Nun fragt es ſich:

*) Der ſtärkere Theil des Materialismus iſt die negative, nicht die poſitive Seite. Die Beweiſe ſind deshalb meiſt indirecte, oft directe. Dies kann nicht genug hervorgehoben werden.

**) Siehe Kreislauf des Lebens von Moleſchott. S. 32—34, S. 437.

***) Siehe deſſen Schrift: „Natur und Geiſt."

†) Die Schöpfungskraft iſt ſogar eine unabhängig Veränderliche, weil dieſe nicht der Wirklichkeit, ſondern dem Hirn des Menſchen entnommen wurde und weil ſich mit dieſer beliebig wirthſchaften läßt.

Hat die Unabhängige nur eine Abhängige oder ist die Abhängige eine abhängig Veränderliche? Hat sie nur eine Abhängige, so ist sie eins*) mit der Abhängigen, d. h. sie ist nicht die Ursache der Abhängigen und hat sie mehr als eine Abhängige, so hat sie ihre Wirksamkeit nicht nur in, sondern auch außerhalb des Stoffes d. h. sie ist ein Unding. Da das Letztere nicht sein kann, so muß das Erstere sein, die Kraft kann nicht die Ursache des Stoffes sein. Dazu kommt noch, daß der Stoff auch Eigenschaften hat, welche nicht wie die anderen Kräfte seine besonderen, speciellen Merkmale, sondern sein allgemeines Eigenthum sind. Diese Eigenschaften sind: Die Undurchdringlichkeit, die Schwerkraft, die Raumerfüllung, die Trägheit, die Veränderlichkeit des Volumens, die Theilbarkeit, die Dichtigkeit.

Die Entwickelung unserer Sinne ist die Grundlage für die Entwickelung unseres Wissens (Moleschott). Die Grenzen unserer Erkenntniß sind uns demnach durch unsere Organe genau vorgezeichnet. Freilich müssen wir dann keine überschwenglichen, sondern der prosaischen Wirklichkeit entsprechende Vorstellungen vom Werthe der Dinge haben wollen. So wie einst die Heiden beschränken wir unsere Subjectivität und sagen: Nur das gegenständliche Wissen ist wahres Wissen. Die Theologen sind demnach vollständig consequent, wenn sie uns Materialisten die ärgsten Heiden nennen.

Ein Herr Dr. Böhner in Zürich hat eine spaßige Schrift „Naturforschung und Culturleben“ geschrieben, in welcher er die Pathologie durch die Kenntniß einer neuen Krankheit, „Materialismus, auch Sensualismus“ genannt, bereichert. Er spricht von einem „Miasma des Materialismus.“ Herr Böhner könnte sich ein unsterbliches Verdienst

*) Siehe Dubois-Reymond, Nervenelectricität. (Kreislauf 390.)

erwerben, wenn er zu einem allgemeinen Nutz und Frommen eine Diagnoſe dieſer unheilbaren Krankheit veröffentlichte.

Das Ergebniß der rein ſubjectiven Speculation iſt das Uebernatürliche, denn bei einer ſubjectiven Speculation conſtruiren wir die Welt nur nach dem, was uns angenehm iſt, was uns nicht beläſtigt, während eine objective Weltanſchauung nur auf Widerwärtiges, auf unüberſteigliche Schranken ſtößt. Die ſubjective Speculation überſpringt dieſe Schranken mit Gedankenſchnelligkeit, und dieſe unvergleichliche Schnelligkeit mag die Veranlaſſung dazu ſein, daß die ſubjective Speculation ſo beliebt iſt. Deshalb empfiehlt ſie ſich vor Allem den Denkfaulen. Dieſe denkfaulen Freunde der ſubjectiven Speculation nennen den Materialismus graß, weil er ſie erſchreckt, und ſie wollen doch ſchlafen; den Empirismus nennen ſie gemein, weil ſie zu unwiſſenſchaftlich ſind, um dem Empiriker auf das Gebiet der Naturwiſſenſchaft zu folgen; den Materialiſten nennen ſie ruchlos, frivol, ſprechen von frevelhaftem Wahn und unterſtehen ſich noch, uns Trägheit und Oberflächlichkeit vorzuwerfen. Sie wollen wahrſcheinlich das praevenire ſpielen, weil ſie nur zu gut wiſſen, wie ſehr ihnen das Prädicat „Oberflächlich" ſelbſt zukommt.

Religion reſultirt, wie wir oben geſehen haben, aus unſerer Phantaſie. Sie iſt die Frucht des Strebens, vermöge der Phantaſie zur Einheit und Vollendung unſeres Weſens zu gelangen. Philoſophie iſt die Frucht des Strebens, vermöge der Speculation die Einheit und Vollendung unſeres Weſens zu erreichen. Der Materialismus endlich entſpringt aus der durch die Erfahrung gewonnenen Ueberzeugung, daß jenes Streben ein verfehltes iſt, daß unſere Lage eine troſtloſe ſei. Die Nacht iſt die Mutter der Religion, die Däm-

merung die Mutter der Philoſophie; gerade ſo wie die Religion überall der Philoſophie vorangeht, in der Geſchichte des Einzelnen wie in der Geſchichte der Menſchheit, gerade ſo geht die Philoſophie dem Materialismus voran, das vergebliche Streben nach Einheit und Vollendung der traurigen Ueberzeugung, daß dieſes Streben ein verfehltes ſei. Der Menſch ſucht die Einheit und Vollendung ſeines Daſeins außer ſich, ehe er ſie in ſich ſucht und er ſucht ſie in ſich, bevor er die Hoffnung aufgiebt, jemals zur Einheit und Vollendung zu gelangen.

II.

Nothwendigkeit ein ſpecieller Fall des Zufalls.

Werfen wir beliebige Stoffe von verſchiedener Maſſe und von verſchiedenen Eigenſchaften durch einander in eine chemiſche Retorte, ſo werden alle Eigenſchaften aller Stoffe ſich geltend zu machen ſuchen. Dieſes Streben wird aber nur in ſo weit gelingen als nicht andere Eigenſchaften anderer Stoffe jeden einzelnen Stoff an der Verrichtung ſeiner Funktionen hindern. Andererſeits aber werden ſich auch Eigenſchaften der Stoffe nicht äußern können, wenn wir nicht die Gegenſtände zufällig mit in die Retorte warfen, an welchen ſie zur Erſcheinung treten können. So wird z. B. das Eiſen nicht oxydiren können, wenn ich nicht gleichzeitig im Waſſer den Sauerſtoff zugoß und das ſo entſtandene Eiſenoxydul wird ſich nicht löſen können, wenn ich nicht das nöthige Quantum Schwefelſäure beigab. Schließe ich nun die Retorte, um ihren Inhalt jeder weiteren zufälligen Einwirkung von außen zu entziehen, oder mit anderen Worten: Laſſe ich den ſo zufällig zuſammengebrachten Stoffen Zeit, ihre Eigenſchaften möglichſt geltend zu machen, ſo kann ich ſagen: Der Inhalt der Retorte und ſomit die Eigenſchaften des Inhalts, die Beziehungen derſelben untereinander, d. h. die in der Retorte geltenden Geſetze ſind conſtant. War das Zuſammentreffen der Stoffe ein zufälliges, ſo iſt nunmehr das Zuſam-

menwirken der ihnen beiwohnenden Eigenschaften ein nothwendiges, weil constantes.

Eine solche Retorte im Großen ist die Welt. Daß das Dasein des Weltstoffes ein zufälliges ist, werde ich sogleich nachweisen, daß die Wirkung des Weltstoffes eine nothwendige sei, lehrt unzweideutig die Wissenschaft.

Zufällig nennen wir alles Dasjenige, was nicht nach bestimmten Gesetzen geschieht. Das Zufällige ist also die Verneinung des Nothwendigen. Hätten bestimmte Gesetze das Dasein der Welt bewirkt, so müßten diese Gesetze die Wirkungen von Kräften sein, welche nicht Eigenschaften des die Welt zusammensetzenden Stoffes wären. Da wir aber einerseits nur Kräfte kennen, welche Eigenschaften des Stoffes sind, also zur Welt gehören, und da andererseits Kräfte, welche in der langen Periode, welche die Geologie und Astronomie umfassen, kein einziges Lebenszeichen von sich gaben, eben keine Kräfte sind und nie gewirkt haben können, so müssen wir von außerweltlichen Kräften absehen und müssen die Ansicht, als sei das Dasein der Welt gesetzmäßig und darum nothwendig, entschieden zurückweisen. Ist aber das Dasein der Welt nicht nothwendig, so kann es nur zufällig sein. Außerweltliche Kräfte können nicht latent sein, weil die Erschaffung der Welt sie doch nicht mehr als einen bestimmten Zeitraum in Anspruch genommen haben kann, der, sei er so groß er wolle, doch nur ein unendlich kleiner Theil der Ewigkeit ist. Vor diesem Zeitraum gab es noch keinen Stoff, welcher diese Kräfte neutralisiren konnte.

Feuerbach sagt: „Die Religion negirt, verwirft den Zu„fall, aber sie negirt ihn nur scheinbar; sie versetzt ihn nur „in die göttliche Willkür. Denn der göttliche Wille, welcher „aus unbegreiflichen Gründen d. h. offen und ehrlich heraus-

„geſagt, aus grundloſer, abſoluter Willkühr, gleichſam aus „göttlicher Laune den Einen zum Böſen, zum Unglück, den „Andern zum Guten, zur Seligkeit beſtimmt, prädeſtinirt, „hat kein einziges poſitives Merkmal für ſich, welches ihn „von der Macht Seiner Majeſtät des Zufalls unterſchiede."

Aus dem Vorhergehenden folgt: Die Naturgeſetze ſind zufällig in ihrer Bedingung, aber coſtant in ihrer Wirkung. Deshalb iſt die Nothwendigkeit eine Funktion des Zufalls. Die Funktion des Zufalls ändert ſich, es exiſtirt eine andere Welt, eine andere Nothwendigkeit. So iſt denn die Ueberſchrift dieſes Capitels gerechtfertigt, wir können es wiederholen:

„Nothwendigkeit ein ſpecieller Fall des Zufalls."

Wir werden aus dieſem Satze noch manchen wichtigen Schluß ziehen. Schon die Alten erkannten die Richtigkeit dieſes Satzes, obwohl ſie ihn nicht beweiſen konnten. Wenn uns die Mythologie erzählt, daß die Götter aus dem Chaos emporgeſtiegen ſeien, was heißt das Anderes als: Die Naturgeſetze entwickelten ſich aus einer verworrenen d. h. zufällig-exiſtirenden Maſſe. Weil wir Menſchen auf unſere eigene Individualität ſehr viel Werth legen, deshalb legen wir ihr das Prädikat der Unſterblichkeit bei; weil wir immer zunächſt mit Formen zu thun haben und unſere heißgeliebte Individualität ſelbſt eine Form iſt, deshalb halten wir die Form für die Hauptſache, den Stoff für Nebenſache. Erſt die Wiſſenſchaft belehrt uns eines Anderen. Die Form, (die Funktion, das Abhängige) iſt nothwendig; deshalb ſagt man gewöhnlich, wenn auch mit Unrecht, daß der Stoff, (das Unabhängige, Zufällig-exiſtirende) auch nur nothwendig ſei. Der Menſch iſt alſo recht eigentlich ein Product des Zufalls, weil er ein unendlich kleiner Theil der zufällig-exiſtirenden

Welt ist, er ist eine der Blasen, welche der Sturm zu Milliarden an der Oberfläche des Meeres erzeugt, und die alsbald wieder zerspringen, weil Niemand sich um sie kümmert. Wenn der Mensch sich seiner Individualität bewußt wird, so hat er es allerdings nicht mehr mit den Zufall zu thun; sowie er mit der Welt ein Product des Zufalls ist, so ist er in der Welt ein Product der Nothwendigkeit. Die Wissenschaft belehrt ihn, daß er ein Apparat sei, welcher nur chemischen und physikalischen Gesetzen gehorche. In diesem Sinne darf er sagen: Es giebt, (das heißt in der fertigen Welt, in der geschlossenen Retorte) keinen Zufall und was uns blindes Ungefähr nur dünkt, gerade Das steigt uns den tiefsten Tiefen. — Eine weitere Folgerung, welche sich aus der Vorliebe des Menschen für die Form ergiebt, ist, daß er die ganze Welt eine Form nennt, (welche ihr Dasein einem Formen bildenden Prinzipe, der Gottheit verdanke). Das wesentlichste Attribut der Form, die Vergänglichkeit, kann er stofflich nicht leugnen; macht er doch nur deshalb zwischen Körper und Geist einen Unterschied, weil er sie nicht leugnen kann. Dieses Attribut der Form, die Vergänglichkeit, überträgt er auf die Welt.

Wenn der Mensch die Cardinalfrage, ob Sein oder Nichtsein im Sinne des Sein's beantwortet hat, dann wird er die Bedingungen kennen zu lernen suchen, unter welchen ihm das Sein möglich wird d. h. er wird den Stoff und dessen Funktionen beobachten und aus den gemachten Beobachtungen eine Statistik der Nothwendigkeit entwerfen. Die Statistik der Nothwendigkeit zerfällt in zwei Theile, in einen wichtigern und einen minder wichtigen Theil. Der wichtigere Theil ist die Statistik alles Dessen, was dem einzelnen Menschen schadet oder nützt. Der minder wichtige Theil enthält die

Statiſtik alles Deſſen, was der geſammten Menſchheit zum Nachtheil oder Vortheil gereicht. Dabei iſt jedoch zu bemerken, daß der erſte Zweig der Statiſtik der Nothwendigkeit ſchon von Vornherein naturnothwendig iſt; der andere Zweig iſt nur relativ naturnothwendig; er bedarf der Staatsgeſetze, um zur Geltung zu kommen. Die Reſultate der Statiſtik der Nothwendigkeit, beſonders des letztenen Theiles zu ſammeln und zu ordnen, iſt Sache der Rechtswiſſenſchaft. —

Wenn man die menſchlichen Vorurtheile im Lichte der Naturwiſſenſchaften betrachtet, ſo erſtaunt man über ihren engen Zuſammenhang. Nur inconſequente Leute meinen, ein Vorurtheil behalten zu können, wenn ſie das andere als unhaltbar aufgeben. Hier heißt es: Wer eines aufgiebt, giebt Alles auf. Es wird wenig Freude der Zweckmäßigkeitstheorie geben, welche nicht lehren, die Welt habe einen Anfang genommen. Wer den ſpeciellen Fall mit der Allgemeinheit verwechſelt, d. h. wer behauptet, Alles ſei nothwendig, nicht zufällig, der behauptet auch, die Form ſei das Weſentliche, der Stoff das Unweſentliche, der will die Worte „Gut", „Schön", „Edel" u. ſ. w. wiſſenſchaftlich begründen. Ganz Recht, Herr von Radowitz! Wer eine Grundlage der Moral ſchaffen will, der muß die Unſterblichkeit wieder zur Gewißheit Aller erheben. Wer da ſagt: Alles ſei zufällig, der darf nicht mehr, wie Moleſchott verſucht, die Worte „Schön", „Gut" u. ſ. w. aus der Natur begründen wollen. Wer die Schöpfung der Welt leuguet, der muß aufhören von einem Weltzwecke, auch von einer Gattungsidee zu fabeln.

Der Menſch liebt es nun einmal, ſich auf ein Ruhekiſſen zu legen. Es hängt dies Verlangen mit der weiter unten analyſirten prinziellen Schlafſucht zuſammen. Der Jude ver-

ſetzte den Guten nach dem Tode in Abrahams Schooß. Der religiöſe Menſch fühlt ſich glücklich in dem Gedanken, daß ſein Geſchick in der Hand der Vorſehung liege; der Philoſoph und auch unſere neueſten Gattungstheoretiker gratuliren ſich, daß ſich ihr Wohl und Wehe nach nothwendigen Geſetzen entſcheide; ſie nennen es einen Fortſchritt, daß man eingeſehen habe, daß unſer Schickſal nicht von dem Willen einer Vorſehung abhänge, ſondern nach ewigen unabänderlichen Geſetzen geſchehe. Sie ſind glücklich in dem Gedanken, etwas Gegebenes, Poſitives zu beſitzen und in der Ueberzeugung, daß kein Gott ihnen ein Strich durch ihre Lebensrechnung machen könne, welche ſie auf dieſes Gegebene gründen. Der Materialiſt hingegen erkennt die Nothwendigkeit des Wirkens der Naturgeſetze als die Folge der traurigen Zufälligkeit ihres Daſeins. Hätte jener Zufall für uns beſſer geſorgt, ſo hätten auch wir Urſache, uns glücklich zu fühlen; aber im Angeſichte der Troſtloſigkeit unſerer Lage erinnert uns die Unabänderlichkeit der Naturgeſetze nur an die Unabänderlichkeit unſeres Unglücks. Sie zeigt uns, daß die Mauern unſres Kerkers zu hoch ſind, um ſie überſpringen zu können. Daraus erhellt wohl zur Genüge, daß der Materialismus durchaus kein Ruhekiſſen iſt, auf welchem es ſich ſanft durch's Leben ſchlummern läßt. Wer dennoch ein Ruhekiſſen haben will, der muß ſich auf das Ruhekiſſen der Sorgloſigkeit und Gleichgültigkeit legen. Er muß den bekannten Vers zu ſeinem Lebensmotto machen:

„Setz' Dich über Alles weg
Freu' Dich über jeden Dreck."

Dem Verfaſſer hat es noch nie gelingen wollen, auf dieſem Ruhekiſſen einzuſchlummern, obwohl er verſichern kann, es ſchon mehrfach verſucht zu haben. —

III.

Wirklichkeit und Ideal.

Was die Wirklichkeit ist, das wissen wir. Die Wirklichkeit ist die Welt, von der wir gesehen haben, daß sie die Schranke der Subjectivität ist. Wir sahen, daß die subjective Speculation diese Schranke mit Gedankenschnelligkeit überspringt. Das Bild, welches sich ihr hinter dieser Schranke zeigt, ist das Ideal. Das ideale Leben, die Glückseligkeit, der religiöse Himmel sind freilich nichts Anderes als ein getreues Abbild des Erdenlebens, befreit von dem lästigen Einfluß der uns umgebenden Gegenstände; der ideale Mensch ist nur eine zweite Auflage des Erdenmenschen, befreit von dem uns hier beherrschenden Einfluß der Sinne. Wir behaupten noch zu wenig, wenn wir sagen: die Sinne beherrschen uns. Wir hätten vielmehr sagen sollen: Alles was wir sind, sind wir durch unsere Sinne. Demnach sind auch unsere Ideale Producte der Sinne.

Das menschliche Ideal ist das Bild von einem Menschen, wie wir wünschten, daß er wäre, und wie er nicht ist.

Angeborne Ideen im Sinne des Cartesius giebt es freilich nicht, wohl aber sind in dem mittleren Menschen (d. h. einem durch die statistische Physiologie festgestellten Näherungswerthe eines Menschen, dessen Eigenschaften gleich dem aus den Eigenschaften der Menschheit berechneten arith-

metiſchen Mittel ſind) gewiſſe Anſchauungen ſeit Jahrtauſenden begründet geweſen und noch jetzt in uns ſtofflich begründet. Die Exiſtenz der erſteren müßte uns den Menſchen als ein höheres, ſupranaturaliſtiſches Weſen erſcheinen laſſen, das Vorhandenſein der letzteren ſpricht nicht gegen ſondern für die materialiſtiſchen Anſichten. Unter ererbter Anlage verſtehen wir alle die Eigenſchaften unſeres Körpers, welche bewirken, daß die Zuſammenſetzung und Funktion unſerer Organe der unſerer Eltern ähnelt oder gleicht. Die Anlage, unſere ſinnliche Wahrnehmung in einer beſtimmten Form zu Idealen zu verarbeiten, vererbt ſich auf die Deſcendenz. Sie iſt angeboren, nicht das Product derſelben, die Idee ſelbſt. In dieſem Sinne können wir unſere Ideale recht wohl angeborene Ideen nennen. Unſere Begriffe des Guten und Schönen ſind das Produkt einer vieltauſendjährigen ſtofflichen Entwicklung des Menſchengeſchlechts. Weil wir aber beſtimmt wiſſen, daß das menſchliche Hirn und mit ihm der menſchliche Schädel ſich im Laufe der Jahrtauſende zu immer größerer Ausdehnung und ſomit die Gehirnfunktion zu immer größerer Stärke entwickelt haben, darum mag es einmal eine Zeit gegeben haben, in welcher die Ideale nicht zu den Produkten der Anlagen des Menſchen gehörten, in welcher demnach die Gehirnfunktion in einem beſſern Verhältniß zu unſeren übrigen Funktionen ſtand, d. h., in welcher auch der Menſch ein in ſich vollendetes Ganzes war. Damals glich er dem Thiere! Damals war er glücklich! Nicht mit Unrecht verſetzt man das goldene Zeitalter in die graue Urzeit! Anders jetzt! Ob ſich im Laufe neuer Jahrtauſende die übrigen Organe und ſomit deren Funktionen verhältnißmäßig eben ſo weit entwickeln werden, als dies bei der Gehirnfunktion geſchehen iſt, das läßt ſich

zwar nicht beſtimmt verneinen, aber nach unſerer bisherigen Erfahrung auch durchaus nicht vermuthen. Wollten wir zum Beiſpiel ſo, wie es unſere heiße Sehnſucht verlangt, den weiten Weltenraum durcheilen, ſo müßten ganz unſägliche Veränderungen in unſerm Organismus vor ſich gehen, derartige Veränderungen, daß wir nach ihrer Realiſirung nicht mehr Menſchen genannt werden könnten. Der alleinige Beſitz von Flügeln würde uns zum Antritt einer ſo gefahrvollen Reiſe nicht befähigen. Und wenn es auch möglich wäre, daß die Menſchheit ſich durch eine harmoniſchere Entwicklung des ganzen Körpers zu einer kaum geahnten Höhe, zu einem wahrhaft idealen Glücke aufſchwingen könnte, was für Genüſſe hätten wir von dieſem zukünftigen Glücke künftiger Generationen zu erwarten, wir, die wir in wenigen Jahren Alle nicht mehr ſein werden. Und wollten wir auch, um das Rad der Menſchengeſchichte in ſeinen Rollen nicht aufzuhalten, unſer trauriges Loos, etwa unſeren glücklicheren, uns unbekannten und darum gleichgültigen Nachkommen zu Liebe tragen, kann nicht der Zufall, von dem die Nothwendigkeit nur der ſpecielle Fall iſt, alle unſere Eintagsberechnungen zur Narrheit machen?!

Die Ideale ſind der Inbegriff unſerer Wünſche und darum der Inbegriff unſeres Glückes. Träumereien, welche wir für wirklich halten, nennt man Illuſionen, auch Vorurtheile. Um ſich daher ſein Glück zu erhalten, müßte man ſich ſeine Ideale oder noch beſſer ſeine Vorurtheile zu erhalten ſuchen. Aber leider wird uns erſt dann klar, daß in dem Beſitz von Vorurtheilen unſer Glück beſteht, wenn wir ſie zerſtört haben. Ich glaube, man würde den meiſten Theologen ſchreiendes Unrecht anthun, wenn man von ihnen ſagte, ſie beabſichtigten nur das Wohl ihrer Beichtkinder,

aber man muß anerkennen, daß ſie ihren Beichtkindern, wenn auch nur unbewußt und darum ohne ihr Verſchulden, dadurch einen nicht hoch genug anzuſchlagenden Dienſt erweiſen, daß ſie für die Erhaltung der Vorurtheile ſorgen. Schade nur, daß der gefährliche Aufklärichtſchon zu viel Wurzel geſchlagen hat, und daß die hochwürdigen Herrn deshalb leeres Stroh dreſchen.

Mit der letzten Illuſion geht auch das letzte Glück verloren. Wehe dem oder auch wohl dem, für welchen Nichts mehr den Reiz der Neuheit hat. (Im gewöhnlichen Leben ſagt man von ſolchen unglücklichen Glücklichen, ſie ſeien blaſirt). Das Poetiſche erſcheint proſaiſch, ſobald man ihm auf den Grund ſehen gelernt. Der Culminationspunkt eines jeden, auch des poetiſchen Genuſſes iſt Enttäuſchung, Proſa. An dem Tage, an welchem wir zu denken beginnen, beginnt unſer Unglück. Poetiſch nennen wir alles das, was unſere Phantaſie reizt. Wir befinden uns deshalb in einer grimmigen Verlegenheit. Die Begierde drängt uns ſo lange vorwärts bis wir den Culminationspunkt des Genuſſes erreichen und dadurch unſer Unglück vollenden. Auf der andern Seite ſind wir nicht minder unglücklich, wenn wir unſere Begierden unterdrücken und wir ſind nicht mehr Menſchen, wenn dieſelben wohl gar erſtorben ſind.

Das Neue iſt poetiſch, weil wir es noch nicht kennen, aber kennen zu lernen wünſchen. Dieſer Wunſch, dem Poetiſchen den Schleier abzuziehen, (ich erinnere an die treffende Sage vom verſchleierten Bild zu Sais) dieſer unſelige Drang, den Dingen auf den Grund zu ſehen, ſtürzt uns ins Unglück. Der Zufall, welchem wir alle unſere Eigenſchaften und ſomit auch dieſen unſeligen Drang verdanken, iſt leider kein greifbares Weſen, ſo daß wir für das uns zugefügte Leid

nicht einmal Rache nehmen können. Wäre es möglich, daß wir Menschen uns des Denkens enthalten könnten, so hätte Stahl mit seinem „die Wissenschaft muß umkehren" noch viel zu wenig gesagt. Nein! Es dürfte dann überhaupt gar keine Wissenschaft geben. Jede Art von Studium müßte geflohen werden wie die Pest. Die Fernröhre, Mikroskope, die Meßwerkzeuge, die Maschinen müßten vernichtet werden; Eisenbahnen, Telegraphen, Buchdruckerwerkstätten müßten spurlos verschwinden. Es müßte bei Todesstrafe verboten werden, ein Buch zu schreiben oder gar zu drucken und bei Strafe der Bastonade dürfte Niemand einen Gegenstand besprechen, der nicht zur Befriedigung der nächstliegenden Bedürfnisse unentbehrlich wäre. Kurz, es müßte den Leuten entschieden untersagt werden, weiter zu sehen, als ihre Nase reicht.

Der sterbende Göthe rief: Mehr Licht! Nicht so wir. Wir vergehen vielmehr in diesem Uebermaße von Licht, welches die neueste Naturforschung über die brennende Frage verbreitet hat. Wie Semele vor Zeus, so schmilzt unser wächserner Leib vor der Sonnengluth der Wahrheit dahin. Nichts wäre uns zuträglicher als jenes Halbdunkel, in welchem das Denken nicht aufzukommen vermag, die Phantasie aber desto mehr Nahrung fände.

„Meine Blindheit gieb' mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn."

Moleschott nennt es die große Aufgabe des Naturforschers, „den Stoff auf die kürzesten Bahnen zu leiten," den Kreislauf zu beschleunigen. Es begeistert ihn der Gedanke, daß die Physiologie fähig sei, den Sinnengenuß zu raffiniren, und er, dessen Sinn für Wohlwollen jedenfalls sehr ausgebildet ist, schwelgt in dem Gedanken, durch Ver-

feinerung des Sinnengenuſſes als Phyſiolog ein Wohlthäter der Menſchheit werden zu können. Er wirft einen wehmüthigen Blick auf den in der Wetterau unter der Erde liegenden Knochenſtein, in welchem ſo viele menſchliche Größe ſchlummere und er bewundert den Bergmann, welcher den phosphorſauren Kalk zu Tage fördert.*) In ſeiner Begeiſterung nennt er Feuerbach den Bannerträger der Menſchenkunde und er hofft den endlichen Sieg der Fahne der Anthropologie, zu der auch er freudig ſteht. Er ſagt ferner: Wenn die Kraft der Stoff und der Stoff die Kraft iſt, dann wird es zu einer heiligen Aufgabe, den Stoff zu ſparen, das heißt, ihn auf die Bahnen zu lenken und in die Verbindungen zu ſammeln, in denen er auf dem kürzeſten Wege die größte Wirkung entfalten kann und darin liegt die allmächtige Bedeutung, welche die Naturwiſſenſchaft durch Erforſchung des Stoffs in unſern Tagen erringt. Unſer Prometheus lehrt die Menſchen Chemie, Phyſik und Phyſiologie und verleiht ihnen dadurch die Herrſchaft über die Elemente, welche aus einem durch Gedanken und Erkenntniß beherrſchten Willen hervorgeht:

---

*) Moleſchott ſagt: „In der Wetterau, in Eſtremadura, bei Rebwitz in der Nähe des Fichtelgebirges finden ſich ganze Lager von phosphorſaurem Kalk, von ſogenanntem Knochenſtein oder Knochenerde. Der Bergmann, der in der Wetterau und in Eſtremadura dereinſt nach phosphorſaurem Kalk gräbt, ſucht mehr als Gold, er gräbt nach Waizen, gräbt nach Menſchen. Wir durchwühlen das Eingeweide der Erde, um die Heeresmacht beobachtender Sinne und ſinneskräftiger Gedanken zu vermehren. Und ſo hebt denn der Bergmann den Schatz des Geiſtes, den der Menſch in Umlauf ſetzt, dem Rad der Zeitläufte ſeine erſte Triebkraft ertheilend. Der Bergmann, welcher im Schweiß ſeines Angeſichts mit Lebensgefahr ſein Leben erringt, er weiß nicht, ob nicht der Stoff des beſten Kopfes durch ſeine Hände gleitet. Er ſetzt mit ſeiner verborgenen Arbeit vielleicht Jahrhunderte in Bewegung.

Eh' nun,
Du bleibſt zu Hauſe, Wichtigſtes zu thun,
Entfalte Du die alten Pergamente,
Nach Vorſchrift ſammle Lebenselemente
Und füge ſie mit Vorſicht eins ins andre.
Das Was bedenke, mehr bedenke Wie.

Ein Idealiſt iſt ein Menſch, welcher von den ihn umgebenden Gegenſtänden nichts hören, ſie nicht ſehen will, um ſagen zu können: Sie gehen mich nichts an; ein Idealiſt iſt alſo ein prinzipieller Träumer. Eine praktiſche Philoſophie iſt, ſoviel iſt wohl klar geworden, ein vollkommenes Unding, denn die Praxis ſtößt fortwährend auf die Schranken, von denen die Philoſophie nun einmal Nichts wiſſen will. Jede Wiſſenſchaft ſucht in der Einleitung ihre Berechtigung zu begründen, d. h. der Menſch überzeugt ſich, daß die betreffende Wiſſenſchaft zu einem erklecklichen Reſultate führe, bevor er mit der Entwickelung der Theorie beginnt. Anders iſt es bei der Philoſophie, welche auf den Namen einer Wiſſenſchaft Anſpruch erhebt, aber ihn durchaus nicht verdient. Sie ſteuert auf das Ziel, Lebensweisheit genannt, los, ohne es zu ſehen. Der Philoſoph gleicht demnach einem Menſchen, der in einem finſtern Raum ohne Ausgang die Thüre ſucht. Ich nenne die Welt einen finſteren Raum ohne Ausgang und werde den Beweis dafür in einem ſpäteren Capitel liefern. Vorläufig ſei nur bemerkt, daß die Philoſophie der Verſuch und zwar ein unglücklicher Verſuch iſt, die nächſten Lebensfragen zu beantworten, nachdem man die Cardinalfrage, ob Sein oder Nichtſein im Sinne des Seins bejaht hat. Feuerbach ſagt: Ich bin Idealiſt in der praktiſchen Philoſophie und Realiſt in der ſpeculativen. Das heißt mit andern Worten: Ich bin prinzipieller Träumer, wenn ich im Leben auf die Schranken ſtoße, die ich eigentlich nicht ſehen

will und ich halte mich nur an Thatsachen, wenn ich von den Thatsachen abstrahiren will. Ist das des Unsinns genug?

Ein materialistischer Schriftsteller sagt: die Dichtkunst verliere Nichts durch die Zerstörung der Ideale, denn nur das Wirkliche sei wahrhaft poetisch. Allerdings ist das nicht poetisch, was wirklich sein will und nicht wirklich ist. Aber es ist thöricht, zu verlangen, daß der Dichter die Ideale als wirklich darstelle, eben weil sie sich nicht wirklich finden. Die Kunst muß, wenn sie unsere Sinne bestechen, uns gefallen will, die Themata der Wirklichkeit entnehmen. Der Grundgedanke muß natürlich, die Ausführung ideal sein. Ich glaube, daß für denjenigen, welcher mit Gewalt dichten will, das Ideale ein recht brauchbarer poetischer Stoff ist. Gott ist, wie wir wissen, das personificirte menschliche Ideal. Offenbar widerspricht die Personification streng genommen der Wirklichkeit. So hätte denn Homer sehr entschieden Unrecht gehabt, als er uns sein Ideal in den Olympischen personificirte. Seine Iliade wie seine Odyssee wären gleich unpoetisch. Wenn die alten Göttermythen der meisten Völker poetisch genannt werden, so sind sie der Wirklichkeit, d. h. unserm menschlichen Leben sehr ähnlich, aber dennoch nicht gleich, nicht wirklich. Daraus folgt, daß die Dichtkunst durch die Zerstörung der Ideale sehr viel verloren hat. Röthete sich nicht einstmals unsere Stirn vor Begeisterung; erglänzte nicht einst unser Auge für einen hohen Zweck; fühlten wir nicht uns selbst erhoben, wenn bei der Bewunderung einer Edelthat eine Thräne über unsere Wange floß! Jetzt ist diese Begeisterung dahin, der Quell, aus welchem jene stolze Thräne floß, ist versiegt. Mit welcher Verehrung sahen wir als Knaben auf die Träger der Wissenschaft! Und nun, nachdem wir die Wahrheit auf den Grund gesehen haben, welche

Enttäuſchung! Wie klang ſie ſo ſchön in unſer Ohr, die Hoffnung, daß auch unſer Name dereinſt im goldenen Buche der Wiſſenſchaft verzeichnet werde! Wie bewunderten wir nicht die großen Thaten geſchichtlicher Helden, die Siegeszüge Alexanders, die Staatsweisheit Auguſt's, die Bürgertugend eines Cato Uticenſis und Brutus, die Uneigennützigkeit eines Fabricius, die Selbſtgenügſamkeit eines Diogenes, die Tapferkeit eines Leonidas, die Energie Hannibals. Der Ruhm erſcheint uns jetzt als Phantom, die Staatsweisheit als Eintagsberechnung und Narrheit, die Bürgertugend als unpraktiſch, die Uneigennützigkeit und Selbſtgenügſamkeit als lächerlich, die Tapferkeit und Energie in keinem beſſeren Lichte als Muthloſigkeit und Schwäche. Wir wiſſen nicht mehr was „Oben" und „Unten" iſt. Der Materialismus verleidet uns nicht allein das Dichten, ſondern auch jede andere künſtleriſche Thätigkeit, welche ohne Begeiſterung unmöglich iſt. Allerdings werden wir nur durch die Sinne zum Denken erzogen, aber Niemand kann und wird behaupten, daß der Menſch nicht Unmögliches in den Kreis ſeiner Betrachtungen ziehen, daß ſeine Phantaſie ſich nicht mit unmöglichen Hoffnungen tragen könne. Nicht Alles, was denkbar iſt, iſt wirklich. Ein Gott mit ſeinen Eigenſchaften iſt denkbar, aber nicht wirklich. Ebenſo ſind unſere Ideale denkbar, aber leider nicht wirklich. Die vielen philoſophiſchen Syſteme ſind alle denkbar, aber keins iſt wirklich. Daraus folgt unmittelbar, das wir Menſchen mit unſerem Verſtande und unſerer Phantaſie recht wohl die Grenzen des Möglichen überſchreiten können.

Ach zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen!
Doch iſt es Jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,

Wenn über ihm im blauen Raum verloren
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt,
Wenn über ſchroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet ſchwebt,
Und über Flächen, über Seeen
Der Kranich zu der Heimath ſtrebt.

Ein weiterer Grund dafür, daß nicht Alles, was denkbar iſt, wirklich genannt werden kann, iſt folgender: In unſeren Rechnungen kommen negative und imaginäre Zahlen vor. Die analytiſche Geometrie zeigt, daß die negativen Zahlen nur dann reelle Werthe bedeuten, wenn wir ganz willkührlich ihnen einen beſtimmten, (z. B. den vom Anfangspunkte eines Coordinatenſyſtems links liegenden) Raum anweiſen. Wie ſchon geſagt, dieſe Bezeichnung iſt ganz willkürlich und das Minuszeichen dient hier nur zur graphiſchen Bezeichnung eines willkürlich angenommenen, aber zu beſtimmenden Raumes. Außer dieſer graphiſchen Bedeutung haben die negativen Größen keinen wirklichen Werth. Noch deutlicher wird dies bei den imaginären Zahlen. Hier ſagt ſchon das Wort „imaginäre Zahlen," daß ſie keine reellen Werthe bedeuten. — Umgekehrt aber iſt wieder nicht Alles denkbar, was wirklich iſt. Das Unendliche, das Ewige iſt wirklich; die Ueberzeugung, daß dies ſo ſei, drängt ſich uns bei unſern Studien ſtündlich auf, aber begreifen können wir es nicht. Wir wiſſen, daß zwei Gerade durch den Mittelpunkt der Hyperbel derart gelegt werden können, daß die Hyperbel ſich ihnen aſymptotiſch nähert, d. h. ohne ſie jemals zu erreichen. Können wir das begreifen? Wir wiſſen, daß zwei Linien, deren eingeſchloſſener Winkel gleich Null iſt, als Parallelen angenommen werden, wir wiſſen, daß eine Secante, deren zwei Schneidungspunkte immer näher und näher zuſammenrücken, zur Tangente wird, d. h. daß der

abgeſchnittene Theil ein Punkt oder unendlich klein iſt, aber klar machen, d. h. mit Händen greifen können wir das Unendliche nicht.

Der ſchönſte Beweis dafür, daß nicht Alles, was bisher der Gegenſtand von Wortſtreiten war und noch jetzt von Millionen geglaubt wird, der Wirklichkeit angehöre, iſt wohl folgende mathematiſche Folgerung, welche hoffentlich alle frivolen Spötter über die Dreieinigkeitslehre zur Ruhe bringen wird:

$$\begin{array}{r} c = a + b \\ 3a + 3b = 3c \\ \hline 3a + 3b + c = a + b + 3c \\ 3a + 3b - 3c = a + b - c \\ 3\,(a + b - c) = 1\,(a + b - c) \\ \hline 3 = 1, \end{array}$$

eine unanfechtbare Wahrheit, bei welcher nur die Vorausſetzung gemacht iſt: $a + b - c = 0$.

Wir ſagten, wir dürften uns nicht wundern, daß die Mathematik in der ganzen Welt Geltung habe, weil ſie die Lehre von den Größen, den Maſſen, dem Stoffe ſei. Wo demnach der Stoff ſich finde, da müſſe auch die Mathematik gelten, d. h. ſie habe in der ganzen Welt Geltung. Wir können noch weiter gehen. Wie kann uns der Stoff Bewunderung einflößen, der unveränderlich den mathematiſchen Geſetzen gehorcht, deſſen Combinationen nichts ſind als mathematiſche Zahlencombinationen! Nur wo Geſetze eine Ausnahme erleiden können, wäre Bewunderung erklärlich. Ein ausnahmsloſes Geſetz duldet keine freie Wahl und ohne freie Wahl giebt es auch keinen Werth.

Unſere kritiſche Vernunft ſetzt ſich gern über den Stoff; ſie liebt es, die Welt zu conſtruiren, obwohl ſelbſt die oberflächlichſte Naturbetrachtung ſie von der Unmöglichkeit des Gelingens überzeugen müßte. Der Menſch iſt nun einmal

ein Zwitterding. Ariſtoteles hat vollkommen Recht, wenn er ſagt: Der Menſch iſt ſich ſeiner als eines unausgemachten zweideutigen Weſens bewußt. Er ringt nach Einheit und Vollendung; dieſes Ringen iſt ſein eigentlicher Trieb, der menſchliche. Der Inſtinkt, die graduell ſchwächere Gehirnfunktion macht das Thier zu einem harmoniſchen Ganzen. Der Menſch aber iſt das Produkt eines der vielen unglücklichen Bildungsverſuche der Natur. Das oberſte Geſetz des Zufalls, von dem die Nothwendigkeit, wie wir geſehen, nur der ſpecielle Fall iſt, hat ihn ſo wie viele andere Mißgeburten hervorgebracht, hat gewiſſermaßen ſein Daſein verſchuldet.

Die Philoſophen verachten den Stoff, weil er nur Stoff iſt. Der Grund dieſer Verachtung liegt in ihren idealen Vorurtheilen. Das iſt immerhin begreiflich. Vollkommen unbegreiflich aber iſt das, was der Materialiſt Büchner „Würde des Stoffs“ nennt. Der Stoff, welcher blindlings dem oberſten Geſetze des Zufalls gehorcht, erſcheint ihm bewunderswürdig. Weis der Stoff etwas von den tauſend und abertauſendfältigen Wegen, auf denen er geht, von ſeinem mannigfaltigen Treiben oder iſt nicht vielmehr ſeine unendliche Thätigkeit eine nothwendige Folge ſeiner unendlichen Ausdehnung? Was iſt aber an der Größe der Maſſe Bewundernswürdiges? Oder iſt die Eigenſchaft der Schwerkraft ein Verdienſt des Stoffes? Auf der einen Seite weiſ't Büchner nach, daß der Geiſt nur eine Funktion des ſich zum Gehirn zuſammenſetzenden Stoffes iſt, auf der andern ſagt er, daß der Stoff dem Geiſte nicht untergeordnet ſondern ebenbürtig ſei, weil beide ſich gegenſeitig mit ſolcher Nothwendigkeit bedingen, daß Einer ohne den Andern nicht ſein kann. In der That, das iſt neu, daß die Funktion,

das Abhängige, dem Gegenstande, an welchem sie zur Erscheinung tritt, dem Unabhängigen ebenbürtig, nicht untergeordnet sein soll. Ebenso gut wäre die Muskelfunktion dem Stoffe nicht untergeordnet, sondern ebenbürtig. Oder steht etwa die Gehirnfunktion über der Muskelfunktion? Das Letztere leugnet auch Herr Büchner. Wenn Herr Büchner von dem unendlich mannigfaltigen, verborgenen Treiben des Stoffes spricht, was heißt das Anderes als: Die Zahl der Funktionen des Stoffs ist unendlich groß und wenn er jetzt noch den Geist dem Stoff ebenbürtig nennt, so geht er mit dieser Behauptung noch weiter als die Theologen mit der Dreieinigkeitstheorie, denn er sagt: Eins ist gleich Unendlich. Wir theilen daher nicht mit einem unserer ausgezeichnetsten Forscher eine gewisse Begeisterung für das Stoffliche und eben weil der Stoff blindlings dem ebenfalls blinden Zufall gehorcht, darum geht uns jede Begeisterung ab, welcher Art sie auch sei. Was mich betrifft, so kann ich versichern, daß es mir schwer genug geworden ist, meinen Idealen den Abschied zu geben, aber ich mache Fortschritte. Ganz wird es mir jedoch nie gelingen, weil das verfehlte ideale Streben eben das wahrhaft menschliche ist. Den Idealisten nennt man edel, den Materialisten gemein. Das ist eine ganz nette Bezeichnung, der ich meine volle Zustimmung gebe. Alles in der Welt ist gemein, wir Materialisten wollen keine Ausnahme machen. Die edlen Seelen müssen erst Materialisten geworden sein, um klug zu werden. Die „gemeinen Leute" aber sind „geborne Materialisten."

Digitized by Google

IV.

Das Princip der Selbstsucht.

Die sinnliche Wahrnehmung, d. h. die Beziehung der Gegenstände zu den menschlichen Sinnen, ist eine stoffliche Beziehung. Diese stoffliche Beziehung pflanzt sich fort bis in's Gehirn. Jede Eigenschaft ist ein Verhältniß der Gegenstände zu den Sinnen. Jeder sinnliche Eindruck ist eine Bewegungserscheinung, welche sich dem Stoff unserer Sinnesnerven mittheilt. Sowie die Gegenstände, welche wir der Beobachtung unterwerfen, zu einander in Beziehungen stehen, in denselben Beziehungen zu einander stehen auch die als stoffliche Bewegungen in das Gehirn gelangenden Beobachtungen. Der Gedanke ist demnach eine stoffliche Combination der im Gehirn zum Ausdruck gelangenden sinnlichen Wahrnehmungen. Das Denken ist nicht, wie man bisher irrig annahm, eine freiwillige, sondern eine unfreiwillige Thätigkeit. Alle Thätigkeit in der Welt ist unfreiwillig, auch die Gehirnfunktion macht keine Ausnahme. Ganz richtig sagt Moleschott: „Der Wille ist nur der nothwendige Ausdruck eines durch äußere Einwirkungen bedingten Zustandes des Gehirns. Es steht nicht in unserm Belieben, zu denken oder nicht zu denken, Dieses oder Jenes zu denken. Was wir noch nicht in den Kreis unserer Betrachtungen gezogen haben, das können wir nicht unserm Denken unter-

ziehen. Gegenstände, deren Beziehungen zu einander wir nicht durch die sinnliche Wahrnehmung zu stofflichen Beziehungen des Gehirns gemacht haben oder machen konnten, solche Gegenstände können wir auch nicht denken. Die Speculation, welche in großartiger Selbstüberhebung diese stofflichen Gesetze des Denkens verlacht, ist eine Ausschweifung der Gehirnfunktion, eine dem Gesetze der Beharrung folgende fortgesetzte Thätigkeit der Gehirnfunktion ohne Mittel zu ihrer Ausübung. Die Speculation rechnet weiter nach der Zahl ihrer Beobachtungen, während die Wirklichkeit eine viel größere Freiheit der Bewegung hat, weil sie sich nicht nach der geringen Zahl der menschlichen Beobachtungen richten muß. Deshalb sehen wir die Natur oft eine Curve beschreiben, wenn die Speculation, dem Gesetze der Beharrung folgend, in gerader Richtung weiter rechnet. Oft mag es vorkommen, daß Speculation und Natur in derselben Richtung vorwärtsschreiten, dieses Vorkommen ist aber ein rein zufälliges. Oft ist das Unvernünftige das Richtige. Die Speculation will nur das Vernünftige, das Denkbare als richtig anerkennen; jede Thatsache soll sich im menschlichen Gehirn legitimiren, gleichviel ob sie sinnlich wahrnehmbar ist oder nicht. Man sieht: Speculiren heißt: Rathen, nach Wahrscheinlichkeiten rechnen. Nur der, welcher von allen Wahrscheinlichkeiten das Richtige herausfindet, nur der denkt richtig. Wenn die Wirklichkeit mit dem Resultate unserer Wahrscheinlichkeitsrechnung, unseres Denkens nicht übereinstimmt, dann haben wir uns verrechnet. Ich meine damit nicht, daß wir dann einen Fehler in unserer Rechnung begangen hätten, sondern sage vielmehr, daß die der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu Grunde gelegten Beobachtungen nicht zahreich genug waren. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung

und die auf ihr basirende Methode der kleinsten Quadrate geben immer nur annähernde, keine richtigen Resultate. Nur bei einfacheren Rechnungen erhalten wir genaue Werthe. Hier reichten unsere sinnlichen Wahrnehmungsorgane aus, um die Anzahl von Beobachtungen zu gewinnen, welche zur Feststellung des richtigen Werthes genügte. Je schwerer uns die Anstellung von Beobachtungen wird, desto unsicherer werden auch unsere Resultate. Dies sind die Gründe, welche uns zu der Behauptung befähigen, daß nicht Alles wirklich ist, was sich denken läßt. Vorurtheile sind auch Resultate der stofflichen Combination des Gehirns, aber sie sind Resultate, welche sich auf eine ungenügende Anzahl von Beobachtungen gründen. Es leuchtet ein, daß es dem Menschen sehr schwer wird, Irrthümer zu vermeiden. Nie sollte man mehr behaupten, als man beweisen kann, d. h. man sollte nie stoffliche Combinationen des Gehirns für Wahrheit ausgeben, welchen eine ungenügende Anzahl von sinnlichen Beobachtungen zu Grunde lag.

Wahrheit ist das mit der Wirklichkeit übereinstimmende, sich auf eine genügende Anzahl von sinnlichen Beobachtungen gründende Ergebniß stofflicher Combination des Gehirns.

Was die organische Natur von der anorganischen unterscheidet, das ist die größere Beweglichkeit des sie zusammensetzenden Stoffes. In ihr beruht die scheinbare Selbstständigkeit der Organe, die scheinbare Unregelmäßigkeit ihrer stofflichen Funktionen. Diese Unregelmäßigkeit ist nur scheinbar, weil es der statistischen Physiologie gelungen ist, sie durch beinahe constante Zahlen auszudrücken. Bei den sogenannten höheren Thieren ist die Beweglichkeit des Stoffes und die Unregelmäßigkeit der Funktionen am größten; bei ihnen äußert sie sich als individuelle Freiheit, freier Entschluß, als Bewußtsein. Weil die Beweglichkeit des Stoffes

in jeder ſogenannten höheren Art wächſt, ohne von einer Art zur andern große Sprünge zu machen, deshalb kann man nicht eigentlich die Zahl der Thiere beſtimmen, welche Bewußtſein haben. Noch weniger aber kann man, wie Feuerbach will, dem Menſchen eine Art höheren Gattungsbewußtſeins zudecretiren. Den Gaſtrozoen, Thieren, welche nur aus einem Magen beſtehen und welche nur zwei Organe haben, einen Mund und einen After, ſolchen Thieren kann man unmöglich Bewußtſein zuſchreiben. Der höchſte Grad ſtofflicher Combinationsfähigkeit des Gehirns ſtellt ſich uns in der Kritik des Menſchenverſtandes dar. Speculation nannten wir eine Ausſchweifung des Gehirns, eine dem Beharrungsgeſetz folgende, fortgeſetzte Thätigkeit der Gehirnfunktion ohne Mittel zur Ausübung der Funktion, d. h. ohne Vermehrung der ſinnlichen Wahrnehmung. So iſt denn die Zweckmäßigkeitstheorie, der höchſte Grad der Speculation, der Culminationspunkt der Ausſchweifung des Gehirns nach Maßgabe der prinzipiellen Selbſtſucht.

Das Prinzip der Selbſtſucht wohnt allen organiſchen Weſen inne. Der erſte und mächtigſte, ja, man kann ſagen, der einzige Trieb, der alle organiſchen Weſen gleichſtark beherrſcht, iſt der Selbſterhaltungstrieb. Alle andern Triebe ſind Unterabtheilungen dieſes Haupttriebes, alle laſſen ſich auf das Prinzip der Selbſtſucht zurückführen. Alle Gegenſtände bezieht der Menſch auf ſich, nur was ihm Vortheil bringt, das nennt er gut; was ihm ſchadet, das heißt böſe; was ihm gefällt, das iſt ſchön; was ihn anwidert, das iſt häßlich. Was der Speiſe vor dem Unrath den Vorzug verleiht, das iſt der Umſtand, daß wir der Speiſe bedürfen, des Unrathes aber entrathen können, daß uns die Speiſe ſchmeckt, der Unrath anwidert. In der chemiſchen Zuſammenſetzung

von Speiſe und Unrath liegt kein ſtofflicher Unterſchied; die Grundſtoffe ſind dieſelben geblieben, nur ihre Verbindungsform hat ſich geändert. Thaten, bei deren Vollbringung ſich die Menſchheit und ſomit auch der einzelne Menſch am wohlſten befinden, nennt er Edelthaten. Verbrechen ſind ihm Handlungen, welche gegen die Menſchheit, und ſomit auch gegen ihn gerichtet ſind. Wir nehmen nur dann an dem Unglück Anderer wahrhaft Theil, wenn daſſelbe unſerem eigenen Unglücke entweder ähnelt oder gleicht. Jede Theilnahme, welche nicht aus dieſer Quelle fließt, iſt entweder gezwungene Verſtellung, um gegen die Mode der Schicklichkeit nicht zu verſtoßen, oder Theilnahme, welche durch Erziehung und langjährige Gewöhnung in unſer Fleiſch und Blut übergegangen iſt. Der conſequenteſte Mann in der Welt iſt der Teufel, denn er iſt Egoiſt. Ganz recht ſagt Mephiſtopheles:

„Sie fühlt, daß ich ganz ſicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin."

Schon der Beharrungstrieb bewirkt, daß Alles, was da lebt, ſich behaupten will. Alle Speculationen des Menſchen, die Gottesidee, wie die Unſterblichkeitslehre drehen ſich um den Menſchen. Dem Menſchen gefällt ſeine Individualität (Eitelkeit iſt Freude an der eigenen Individualität, Stolz befriedigte Selbſtſucht), aber nicht die mit objectiven Trieben behaftete. Der ſubjectiv Speculirende nimmt daher die Individualität in das neue Leben mit hinüber, die objectiven Triebe will er hierlaſſen. Man ſieht: Sowie die Religion aus dem menſchlichen Bedürfniß, zu träumen, entſprang, ſowie der Inhalt der Religion ausſchließlich das menſchliche Ideal war, ſo iſt auch die letzte Forderung der Religion, die Forderung der Verewigung der Individualität

in einer ausgesucht glücklichen Lage, ein Elaborat der prinzipiellen Selbstsucht. Der Anfang, die Mitte, das Ende der Religion drehen sich also um das liebe „Ich."

Die Religion nennt die Postulate der höchsten Selbstsucht den Willen Gottes, denn, sagt Feuerbach, Gott ist das Wesen des Menschen, welches befreit ist von dem, was der menschlichen Phantasie, der menschlichen Speculation als Schranke und darum als Uebel erscheint. Bei der Gottesidee giebt sich der Mensch den Anschein der Uneigennützigkeit, indem er einem anderen Wesen Vollkommenheiten zuschreibt; wir wissen freilich, daß er dies nur thut, weil er in dem Gedanken an Gott, als seinem eigenen Ideale schwelgen will, weil Gott sein Himmel ist. Bei der Unsterblichkeitslehre aber tritt seine prinzipielle Selbstsucht ganz nackt hervor. Es ist ein charakteristisches Merkmal höherer Culturstufen, daß der Mensch seine Blöße zu bedecken sucht. Wenn er seinen Körper mit Kleidern zu umgeben beginnt, fängt er auch an, seine prinzipielle Selbstsucht in den Schein der Uneigennützigkeit zu hüllen. Die Ewigkeit jedoch verlangt der Mensch für sich. Deshalb kann man den Glauben an Gott den höchsten Grad der geschminkten, den Glauben an eine Unsterblichkeit den höchsten Grad der ungeschminkten Selbstsucht nennen. Der Fromme verzichtet auf die Freuden dieser Welt in der gläubigen Gewißheit, daß er sich durch die himmlischen Freuden mehr als schadlos halten werde und im Vollgenusse des Glücks, welches ihm die Aussicht auf diese Entschädigung mit Wucherzinsen bereitet. Feuerbach sagt: Was der Mensch schön, gut, angenehm findet, das ist für ihn das Sein, welches allein sein soll; was er schlecht, garstig, unangenehm findet, das ist für ihn das Sein, welches nicht sein soll und daher,

weil es dennoch ist, ein zum Untergang verdammtes, ein nichtiges ist; wo das Leben nicht im Widerspruch gefunden wird mit einem Gefühl, einer Vorstellung, einer Idee, und dieses Gefühl nicht für absolut wahr und berechtigt gilt, da entsteht nicht der Glaube an ein anderes, himmlisches Leben; das andere Leben ist nichts Anderes als das Leben im Einklang mit dem Gefühl, mit der Idee, welcher dieses Leben, widerspricht.

Wir sagten, die Religion entspringe aus dem Bedürfniß, zu träumen, d. h. so viel als: die Religion entspringt aus dem Bedürfniß, sich wohl zu befinden, aus dem Prinzip der Selbstsucht. Schon daß man die christliche Religion eine Heilslehre genannt, documentirt ihren Ursprung. Wer das Product seiner verfeinerten prinzipiellen Selbstsucht, d. h. seine Ideale nicht zu verwirklichen vermag, der rettet sich in das Land der Träume. Dem Träumenden erscheinen seine Wünsche als vollendete Thatsachen. Was giebt es Beseligenderes als träumend seine Wünsche mit einem Schlage in Erfüllung gehen zu sehen? Mit Recht nennt Feuerbach, der so meisterhaft die Religion aus dem menschlichen Gemüthe herzuleiten versteht, das Gemüth den Traum mit offenen Augen und die Religion den Traum des wachen Bewußtseins.

Ich sagte, daß der Mensch eigentlich nur einen Sinn, den für Selbsterhaltung habe und daß alle anderen Sinne nur Unterabtheilungen dieses Hauptsinnes seien. Die Phrenologie spricht freilich von verschiedenen, oft sich widersprechenden Sinnen, aber diese Meinung ist recht gut mit unserer Ansicht vereinbar, weil die Selbstsucht sich auf ganz entgegengesetzte Arten äußern kann. Sehen wir zuvor, woher die Phrenologie ihre Berechtigung schöpft. Alle Ge-

danken und Gefühle erzeugen eine Abnahme des Nervenstromes und eine chemische Stoffmetamorphose. Krankhafte Affectionen des Gehirns haben bewiesen, daß die verschiedenen Richtungen der Gehirnfunktion, d. h. unsere Gedanken und Gefühle, in verschiedenen Theilen des Gehirns ihren Sitz haben. Es wird demnach einleuchten, daß eine einseitige Ausbildung der Gehirnfunktion auch eine einseitige Stoffmetamorphose ist und daß diese sich nothwendig in dem einseitig ernährten Gehirne abspiegeln muß. Derartige Eigenthümlichkeiten werden auf den das Gehirn umgebenden Schädel übertragen und natürlicherweise auf die Descendenz vererbt. Sie drängen die Gehirnfunktion dessen, der sie erbt, in eine bestimmte Richtung. Der Sohn eines Vaters, bei welchem der Zerstörungssinn sehr ausgebildet war, wird doppelte Mühe haben, seinen Sinn für Wohlwollen auszubilden. Der Sinn für Wohlwollen ist ein Ausfluß der prinzipiellen Selbstsucht, weil der Wohlwollende am besten zu fahren meint, wenn er Wohlwollen zeigt. Der Zerstörungssinn beruht auf dem Vergnügen an der Zerstörung, der Sinn für Musik auf dem Vergnügen an der Musik. Der mit dem Eigenthumssinn Behaftete glaubt seine Selbstsucht in den eigentlichen Sinnengenüssen befriedigen zu können. Geld, weiß er, kann umgesetzt werden in Genuß, darum strebt er nach Besitz.

Dieselbe Anwendung läßt sich auf alle phrenologischen Sinne machen. Denken wir uns zwei Halbverhungerte auf einer wüsten Insel. Erst nach zwei Tagen haben sie Aussicht, abgeholt zu werden. Zwischen ihnen steht ein Korb mit Nahrungsmitteln, welcher eben nur soviel enthält, daß der Eine von ihnen sich mit ihrer Hülfe zwei Tage das Leben fristen könnte. Wollten sich auch Beide brüderlich in

den Speisevorrath theilen, so müßten sie doch Beide verhungern, weil in diesem Falle der Speisevorrath nur auf einen Tag zureichen würde. Wird nicht der Selbsterhaltungstrieb eines Jeden von ihnen gebieterisch fordern, daß er sich allein in den Besitz des Korbes setze und wird ihm dies gelingen, ohne den Concurrenten entweder gewaltsam zu tödten oder wenigstens ihn durch gewaltsame Besitzergreifung und Behauptung der streitigen Lebensmittel dem unfehlbaren Hungertode zu überliefern. Wo bleibt hier die Sittlichkeit, das ideale Streben? Zeigt dieses Beispiel nicht zur Genüge, daß in den äußersten Fällen uns das Prinzip der Selbstsucht in seiner nacktesten Form beherrscht. Allerdings ist dieses Beispiel nur ein äußerster Fall, aber ist nicht unser ganzes Leben auf fortwährende Concurrenz begründet, in welcher es sich oft um Sein oder Nichtsein handelt? Wer hat jemals tiefer in das Elend der Armuth geblickt, ohne von der Richtigkeit dieser Ansicht durchdrungen zu werden? Nur darum stellt die Armuth das größte Contingent an Verbrechern, weil jene äußersten Lebensfragen an Niemanden häufiger gestellt werden, als an den Armen, der von der Hand in den Mund lebt und oft nicht einmal beim besten Willen seinen und der Seinigen Hunger durch schwere Arbeit zu stillen vermag. Wenn der Mensch auf eines ein Recht hat*), so hat er ein Recht auf Arbeit. Hat die Gesellschaft geduldet, daß er in die Welt gesetzt werde, so mag sie ihn auch erhalten. Oder wird der Proletarier vor seiner Geburt befragt, ob er als Proletarier leben wolle? Nur der prinzipiell selbstsüchtige Capitalist sucht verhältnißmäßig hohle Scheingründe zusammen, um dieses Recht auf

*) Vergleiche im nächsten Capitel die Definition des Rechtsbegriffs.

Arbeit als unausführbar darzustellen. Noch weniger durchführbar als dieses allgemeine Recht auf Arbeit dürfte jedoch jener ausschließlich praktische Egoismus der Capitalisten sein. Die Erhaltung der Arbeiter in Zeiten der Noth mag freilich ziemlich theuer sein und sie fiele einzig und allein den Reichen zur Last, aber sie ist doch wohl nicht zu theuer, wenn sich der Reiche um diesen Preis den ruhigen Besitz seiner Güter erkauft.

Der Selbsterhaltungstrieb stellt die Einzelwesen einander schroff gegenüber. Später modificirt er sich durch die Nothwendigkeit des gegenseitigen Nachgebens, und so zeigt uns denn auch die Geschichte, daß, weil der unmodificirte Selbsterhaltungstrieb zu große Reibungen verursachte, man genöthigt war, jenen zweiten Zweig der Statistik der Nothwendigkeit zu entwerfen und zur Durchführung desselben Staaten zu begründen. Der Staat soll nach Art des Brennus den unvermeidlichen Streit der prinzipiellen Selbstsucht gegen die Gesammtheit nach dem Bedürfnisse der Majorität schlichten. In die Waagschale der Nothwendigkeit werfe er sein Schwert. Der Staat sei sich bewußt, daß ein Prinzip niemals das Bestehen einer Gesellschaft stützen könne, denn das einzig begründete Prinzip widerstrebt sogar in seiner nackten Form dem Geiste eines Staatswesens. Alle anderen sogenannten Prinzipien haben nicht mehr Anspruch auf den Namen von Stützen des Staats, als der Putz Theil hat an der Festigung der Bauten. In unserer Zeit, in welcher alle sogenannten Prinzipien nach und nach außer Cours gesetzt werden, sollte man vernünftigerweise endlich der Prinzip- und System-Fabrication entsagen. Für alle Diejenigen, welche die Cardinalfrage, ob Sein oder Nichtsein, im Sinne des Seins beantwortet haben, muß sich daher vor Allem

Sinnengenuß im weiteſten Sinne des Worts empfehlen. Um den größtmöglichſten Sinnengenuß zu erzielen, da ſelbſtverſtändlich von einem anderen nicht die Rede ſein kann, muß man vorzüglich die Genüſſe wählen, welche weder ermüden, noch andere Genüſſe durch etwaiges Uebermaß beeinträchtigen könnten. Jeder wird ſeine Individualität prüfen müſſen, um das Maß von Genuß kennen zu lernen, welches er ertragen kann, ohne erſchöpft zu werden:

„Doch nur vor Einem iſt mir bang,
Die Zeit iſt kurz, die Kunſt iſt lang."

Fichte ſagt: Entſchloſſenheit im Denken führt nothwendig zur moraliſchen Güte und moraliſchen Stärke. Nicht wahr! Sie führt einzig und allein zur Erkenntniß des Prinzips der Selbſtſucht. Wer zu dieſem unabweislichen Endreſultate noch nicht gelangt iſt, wer noch ſein ideales Streben für den Gegenſatz der prinzipiellen Selbſtſucht hält, der gehört zu den Unentſchloſſenen. Wir Alle ſind mehr oder weniger unentſchloſſen und wir müſſen täglich die Erfahrung machen, daß wir uns bei dieſer Unentſchloſſenheit durchaus nicht wohl befinden.

Ein ſchlagender Beweis für unſere prinzipielle Selbſtſucht liegt in unſerem Benehmen beim Tode von geliebten Verwandten und Freunden. Wir beweinen nicht etwa deren Unglück, ſondern die Lücke in unſerem Herzen, welche ihr Tod uns geriſſen, unſern Verluſt. Im Gefühl der brennenden Wunde ſagt der Leidtragende, ſein Verluſt ſei unerſetzlich; aber der Troſt kommt mit der Zeit. Wenn die Lücke ausgefüllt iſt, iſt der Todte vergeſſen, es wird dann höchſtens zeitweiſe, anſtandshalber ſeiner gedacht. Wird ſie nicht ausgefüllt, dann iſt er unvergeßlich. Die Zeit heilt alle Wunden, ſagt man; das heißt: Mit der Zeit werden auch

die tiefſten Lücken entweder ausgefüllt oder ausgeglichen. Eine Wittwe nennt ihren Seeligen unerſetzlich, ſo lange ſie keinen Erſatz gefunden. Hat ſie Gelegenheit, ſich wiederzuverheirathen, ſo iſt der Seelige vergeſſen.

Wer iſt ein guter Dramatiker? Derjenige, welcher die Selbſtſucht gut zu ſchildern verſteht. Wer überſchwengliche Anſichten zu Markte bringt, den nennen wir unnatürlich. Die Liebe muß nicht uneigennützig, ſondern ſelbſtſüchtig geſchildert werden, d. h. das Ideale muß nicht durchgeführt werden, weil es ideal iſt, überſchwenglich, übernatürlich iſt, ſondern weil es der höchſte Grad der Selbſtſucht iſt. Man muß zwiſchen den Zeilen des Dramas das Prinzip der Selbſtſucht deutlich leſen können. Man ſagt, die Höflichkeit müſſe vor Allem natürlich ſein. Kann ſie das? Was iſt denn Höflichkeit? Wir ſind höflich, weil wir ſelbſt wieder höflich behandelt zu werden wünſchen. Deshalb iſt Höflichkeit kein Act der abſoluten, ſondern ein Act der relativen Nothwendigkeit, d. h. ſie iſt nicht unmittelbar naturnothwendig, nicht natürlich. Denn, ſagt man, merkt man der Höflichkeit Zwang an, ſo verliert ſie in den Augen desjenigen, gegen welchen man ſie erzeigt, allen Werth. Das iſt doch wohl deutlich?! Wir wollen, daß die Höflichkeit natürlich, zwanglos erſcheine, damit wir uns einbilden können, die Huldigungen der Höflichkeit ſeien lautere Wahrheit, die Schmeichelei ſei nur Anerkennung unſeres Verdienſtes. Merkt man der erheuchelten Achtung Zwang an, ſo verliert ſie allen Werth.

„Denn um ſich greift der Menſch, nicht darf man ihn
Der eignen Mäßigung vertraun. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Geſetz
Und der Gebräuche tiefgetretne Spur.“

Wer mit ſeiner Hand unſere Selbſtſucht kitzelt, den nennen

wir einen liebenswürdigen, einen feinen Mann; wer aber zu grob kitzelt, mehr kratzt als kitzelt, den nennen wir einen plumpen Schmeichler, einen Speichellecker.

Zwischen geistigem [Seelenheil*)] und körperlichem Wohlbefinden machen wir Materialisten keinen Unterschied. Auch der Frömmste bittet nicht um rein geistige Güter. Mitten unter den verschiedenen Bitten um Seelenheil steht die Bitte um unser täglich Brot.

Durch Glücksversprechungen, d. h. durch die geschickte Benutzung der Schwächen des Menschen kann man mit dem Menschen machen, was man will. Wenn ich meinen Hund abrichte, so lasse ich ihn zuvor hungern, d. h. ich verstärke zuvor seinen Selbsterhaltungstrieb bis zur Unwiderstehlichkeit, um dann denselben nach meinem Willen zu dirigiren. Niemand versteht die Nutzanwendung dieses Beispiels auf den Menschen besser zu machen als unsere Theologen. Wenn sie Glauben verlangen, so wissen sie recht gut, daß sie an den menschlichen Verstand, an die Wissenschaft nicht appelliren können, sie appelliren deshalb an den Selbsterhaltungstrieb, d. h. an das Prinzip der Selbstsucht. Nur der Glaube, sagen sie, macht selig; der Ungläubige wird verdammt.

Weil der Stoff den Jammer des Menschen nicht hört, der Mensch aber gehört sein will, so erklärt er den Stoff

---

*) Treffend sagt Börne: Die Frommen sehen den Himmel für einen Hof an und blicken mit Verachtung auf alle Diejenigen herab, welche nicht hoffähig sind, wie sie. — Feuerbach sagt: Der Gläubige fühlt sich als eine Person von Distinction. Die Demuth des Gläubigen ist ein umgekehrter Hochmuth, — ein Hochmuth, der allerdings nicht den Schein, die äußeren Kennzeichen des Hochmuths hat. Er fühlt sich ausgezeichnet, aber diese Auszeichnung ist nicht Resultat seiner Thätigkeit, sondern Sache der Gnade, er ist ausgezeichnet worden, er kann nicht dafür. Er macht sich überhaupt nicht zum Zweck seiner eigenen Thätigkeit, sondern zum Zweck, zum Gegenstand Gottes.

für das Handwerkszeug der Vorsehung. Er beschließt, den Stoff zu zwingen und er setzt sich durch die Vorsehung zum Herrn des Stoffes. Seine Vorsehung, sein Gott, welche er zu willenlosen Herren des Stoffes macht, sind nicht taub gegen seine Klagen; sie dürfen nicht taub sein, denn ihre Existenz beruht lediglich in dem menschlichen Verlangen nach Erhörung der Bitten. Seine Bitten sind demnach weniger Bitten, als vielmehr Befehle bei Strafe der Dienstentlassung.

Wenn sich der Denker über einen Gedanken freut, so freut er sich darüber, daß er diesen Gedanken entweder selbst gehabt oder nachempfunden habe. Wenn der Naturforscher eine Entdeckung gemacht hat, so freut er sich, daß er der Entdecker gewesen, daß sein Ruhm durch dieselbe zunehmen werde, daß er auf Grund dieser Endeckung werde weiter forschen können. Der Künstler, welcher sich über ein gelungenes Kunstwerk freut, ist stolz darauf, daß er der Meister ist, daß man ihn für den Meister ansehen wird. Wer aus Bescheidenheit Lob ablehnt, der rechnet sich diese Bescheidenheit sicherlich zum Verdienste. Er verzichtet scheinbar auf das fremde Lob, um sich selbst desto mehr loben zu können und um zu dem Lobe der Tüchtigkeit noch das Lob der Bescheidenheit zu fügen. Nur in den allerseltensten Fällen entspringt die Bescheidenheit aus dem Bewußtsein des eigenen Unwerthes. Die Mehrzahl der Bescheidenen besteht aus Heuchlern. — Die hohe Meinung, welche der Mensch von sich hat, ist lediglich ein Resultat seiner Selbstliebe. Wie schon gesagt: In beispielloser Selbstüberhebung verlangt er, daß jede Thatsache sich in seinem Gehirn legitimire. Weil er gewohnt ist, nach dem Ursprunge eines jeden Dinges zu fragen, so fragt er auch nach dem Ursprunge der Welt; es will ihm nicht in den Kopf, daß eine

Sache da sei, weil sie da ist. Der Materialist, welcher ihn immer auf die Thatsachen verweis't, scheint ihm seine werthgeschätzte Denkkraft herabzusetzen. Das Schrecklichste der Schrecken ist ihm aber die Behauptung, der Geist sei nur eine Gehirnfunktion. Diese Behauptung nennt er den Gipfel der materialistischen Ruchlosigkeit.

Das Glück des Menschen könnte nur in einer vollen Befriedigung des in ihm stofflich begründeten Prinzips der Selbstsucht liegen. Der höchste Grad unserer verfeinerten Selbstsucht äußert sich in unseren Idealen; man werfe nicht ein, daß dies unmöglich sei, weil der Idealist der Aufopferung fähig sei und Aufopferungsfähigkeit der Selbstsucht offenbar widerspreche. Wenn der Idealist sich aufopfert, so vergesse man nicht, daß er sich nicht aufopfert, um sich aufzuopfern oder um Dessen willen, für den er sich aufopfert, sondern um des wohlthuenden Gefühls willen, welches ihm seine That bereitet.

> Nein, nein! Sie stürzten sich in diese That, die Sie
> Erhaben nennen; leugnen Sie nur nicht;
> Ich kenne Sie, Sie haben längst darnach
> Gedürstet; — mögen tausend Herzen brechen,
> Was kümmert Sie's, wenn nur Ihr Stolz sich weidet.
> O jetzt, — jetzt lern' ich Sie verstehn! Sie haben
> Nur um Bewunderung gebuhlt!

Eine Mutter scheint der reinsten Aufopferung fähig, wenn sie sich dem Tode weiht, um ihr ertrinkendes Kind aus den Fluthen zu retten. Der Jüngling, der sich, glühend vor Begeisterung, dem Tode, der furchtbarsten Verstümmelung auf dem Schlachtfelde preisgiebt, scheint von den reinsten Triebfedern bewegt. Und doch! Was ist Mutterliebe, Vaterlandsliebe Anderes als Selbstsucht? Weil wir nun erkennen, daß Nichts in der Welt absoluten Werth hat, daß

der Werth, welchen wir einer aufopfernden That beilegen, nur ein selbstgemachter, imaginärer Werth ist und weil nur reeller, nicht imaginärer Werth unsern kritisirenden Menschenverstand befriedigen kann, darum können wir den höchsten Grad unseres Prinzips, unserer Selbstsucht, nicht befriedigen, darum müssen wir wieder im Durste liegen.

Das Judenthum mit seinem Nationalgotte, mit seiner Rachsucht ist ein Ausfluß des nackteren Egoismus. Der Egoismus verfeinert sich, aus der Rachsucht wird Feindesliebe, aus seinem Grabe entsteigen die vergötterten Ideale, wir haben das Christenthum vor uns. In diesem Sinne darf man das Christenthum ein verfeinertes Judenthum nennen.

V.

Was iſt gut?

Eitelkeit iſt Freude an der eigenen Individualität, Stolz befriedigte Selbſtſucht. Es iſt Freude an der eigenen Individualität, einzig in ſeiner Art zu ſein, das Gemeine in weſenloſem Scheine hinter ſich zu laſſen. Jeder, auch der gewöhnlichſte und verkommenſte Menſch weiß eine Funktion ſeines Körpers oder Geſchicklichkeiten zu nennen, in welchen er Vorzügliches leiſtet oder leiſtete. Weil uns das Unbekannte poetiſch erſcheint, ſo ſchätzen wir die Eigenſchaften, welche uns fehlen, wollen nicht zugeben, daß ſie uns fehlen, ja, legen ſie uns mit Vorliebe bei. So ſpricht oft der Häßliche von ſeiner Schönheit, der Dumme von ſeiner Schlauheit, der Feige von ſeinem Muthe. Iſt die Häßlichkeit zu groß, um ſie ableugnen zu können, ſo erklärt der Häßliche: Schönheit des Geiſtes geht über Schönheit des Körpers; iſt die Feigheit zu offenkundig, ſo ſagt der Feige: Klugheit iſt die beſſere Hälfte der Tapferkeit. Der Unglückliche meint, ſein Loos ſei einzig in ſeiner Art, noch nie dageweſen. Das tröſtet ihn. Kann der Menſch weder durch ſeine Gehirnfunktion, noch durch irgend eine andere Funktion glänzen, ſo zeigt er uns den Reichthum ſeines Herzen. Deshalb wird den Armen, den Wittwen und Waiſen das Evangelium gepredigt. Nur die Schwachen und Armen bedürfen des

Herzensreichthums, um Freude zu haben an der eigenen Individualität, um leben zu können; nur sie verlangen nach dem Evangelium. Weil wir erkennen mußten, daß wir nicht den geringsten reellen, absoluten Werth besitzen, da eben Nichts in der Welt absoluten Werth hat, weil aber dennoch das Bedürfniß, Werth zu besitzen, durch eine vieltausendjährige stoffliche Entwickelung unserer Gehirnfunktion zu sehr in uns begründet ist, darum erfinden wir den Begriff der Ehre, durch welche wir uns einen imaginären Werth schaffen. Wir wollen uns jedoch an einem imaginären Werth nicht genügen lassen; deshalb sind wir leicht geneigt, den imaginären Werth für reell zu nehmen und wir wissen es dem nicht Dank, der uns diesen süßen Wahn unnachsichtlich zerstört. Darum stößt der Materialismus auf so viel Widerstand. Alle jene Begriffe des Guten, Schönen, Edlen, der Pflicht, der Tugend, der Ehre fallen vor der zersetzenden Kraft thatsächlicher Wahrheit. Fürwahr! Die Welt ist zu einer gegenseitigen Bewunderungsanstalt geworden, in welcher, man möchte sagen, verabredetermaßen nur von Bewunderung die Rede sein darf. Wer die verpönte Wahrheit zu predigen wagt, den kreuzigt und verbrennt man. Ach! In der guten, alten Zeit war es doch besser; da konnte man noch einen Galilei getrost auf die Folter spannen, ohne sich deshalb vor dem Ungeheuer der öffentlichen Meinung fürchten zu müssen!

Werthlos wie wir sind können wir Niemanden beloben, Niemanden tadeln, Niemanden belohnen, Niemanden verurtheilen. Weil wir selbst dem Zufall unsere Leiden verdanken, deshalb haben wir Mitleid mit unseren Mitmenschen, unseren Leidensgefährten, d. h. wir entschuldigen die sogenannten Verbrechen unserer unglücklicheren Mitmenschen, die nothwendigen Resultate ihrer noch trostloseren Lage; wir

thun dies, weil wir selbst unter der letzteren leiden. Wir bedauern, daß der Staat sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sieht, sie zu bestrafen und wir können uns nicht der Ansicht verschließen, daß die Richter, welche den Angeklagten nach dem Gesetz verurtheilen müssen, ihre bevorzugte Stellung nur dem Zufalle verdanken, daß der Zufall ebenso gut bewirkt haben könnte, daß sie oder wir auf der Anklagebank säßen.

„Ich dächt' Ihr ließet Euch belehren.
Associirt Euch mit einem Poeten,
Laßt den Herrn in Gedanken schweifen,
Und alle edlen Qualitäten
Auf Euren Ehrenscheitel häufen;
Des Löwen Muth,
Des Hirsches Schnelligkeit,
Des Italieners feurig' Blut,
Des Nordens Dauerbarkeit!
Laßt ihn Euch das Geheimniß finden,
Großmuth und Argliſt zu verbinden,
Und Euch mit heißen Jugendtrieben
Nach einem Plane zu verlieben!
Möcht' selbst solch' einen Herren kennen;
Würd' ihn Herrn Mikrokosmos nennen!"

Klug im wahren Sinne ist eigentlich nur der, welcher aus der Wissenschaft die letzte Consequenz zieht, d. h. wer Blausäure nimmt und zwar augenblicklich. Da aber nur wenige Menschen dies thun werden, so müssen wir die Frage anders stellen. Wir fragen jetzt: Wer ist lebensklug? Lebensklug ist Derjenige, welcher vermöge einer gehörigen Uebung seiner stofflichen Combinationsfähigkeit des Gehirns das Prinzip der Selbstsucht soviel als möglich durchzuführen versteht. Freilich ist Lebensklugheit eigentlich Unklugheit, weil, wie wir weiter unten sehen werden, unsere Lage eine völlig trostlose ist. [Der Gattungstheoretiker sagt, die

menſchliche Gattung ſei klüger als das geiſtreichſte Individuum. Er hat nicht recht. Mehr lebensklug (und ſtreng genommen auch dieſes nicht, weil das Talent geiſtreicher ſein muß als der mittlere Menſch), d. h. weniger klug mag er ſein, aber nicht klüger.] Indeſſen wir wollen uns diesmal der tyranniſchen Mode unterwerfen und den Lebensklugen, den Unklugen klug nennen. Den ſpitzfindigen Unterſchied zwiſchen „Weiſe“ und „Klug“ kennt der Materialiſt nicht. Der Theolog ſagt, der Weiſe unterſcheide ſich dadurch vom Klugen, daß er zur Erreichung ſeiner guten Abſicht die geeigneten, und zwar gute Mittel wähle, während der Kluge weder bei der Wahl ſeiner Zwecke noch in der ſeiner Mittel wähleriſch ſei. Wir Materialiſten hingegen ſagen: Der Weiſe iſt klug und der Kluge weiſe, d. h. der Kluge wählt die guten Zwecke und er bedient ſich jedes beliebigen, aber ſchnell und ſicher wirkenden Mittels. Um die Richtigkeit dieſes Satzes nachzuweiſen, müſſen wir erſt zu erkären ſuchen, was gut ſei. Ich glaube nicht, daß man mich der Einſeitigkeit der Theologen anklagen wird, wenn ich den Begriff des Guten ſo weit wie möglich faſſe, wenn ich gut alles Das nenne, was mir angenehm iſt.

Gut iſt der Genuß, der Taumel, gut iſt die Liebe, gut iſt aber auch der Haß, denn er iſt ein ganz leibliches Aequivalent da, wo man keine Liebe haben kann. Gut iſt der Beſitz, weil er umgeſetzt werden kann in Genuß; gut iſt die Macht, weil ſie unſern Stolz befriedigt, gut iſt die Wahrheit, ſo lange ſie uns Genuß bereitet, gut ſind aber auch die Lüge, der Meineid, Verſtellung, Liſt und Schmeichelei, wenn ſie uns Vortheile bringen. Gut iſt die Treue, ſo lange ſie belohnt wird, gut aber iſt auch der Verrath, wenn er höher im Preiſe ſteht als die Treue oder wenn die Treue

zum Verbrechen wird. Gut ist die Ehe, so lange sie uns beglückt, gut ist der Ehebruch für den, welchen die Ehe langweilt, und für den, welcher eine verheirathete Person liebt. Gut sind Betrug, Diebstahl, Raub und Mord, sobald sie zum Besitze und somit zum Genusse führen, gut ist die Rache, welche unser beleidigtes Selbstgefühl zufriedenstellt. Gut ist das Leben, so lange es für uns ein Räthsel ist, gut ist aber auch der Selbstmord, sobald wir dieses Räthsel gelöst haben (siehe das nächste Capitel). Gut ist ferner der Besitz eines wohlorganisirten Körpers; gut ist die Gesundheit, ohne welche der Genuß unmöglich ist, gut sinnliche Erregbarkeit und Empfänglichkeit, gut die Leidenschaft, gut der Rausch. Gut sind Schönheit, Kraft, Muth, Genie, Schlauheit, Geschicklichkeit, alle jene Eigenschaften des menschlichen Körpers, welche zum Genusse und zur Bereitung des Genusses unentbehrlich sind.

Nicht gut ist vor Allem die Langweile, die Entbehrung, die Armuth. Nicht gut ist alles Das, was uns verhindert, unsere Lage zu verbessern, was uns vom Genusse trennt. Nicht gut sind darum Krankheit, Häßlichkeit, Schwäche, Furchtsamkeit, Dummheit, Blödigkeit. Nicht gut ist Ohnmacht. Nicht gut ist die Wahrheit, wenn man uns um ihretwillen kreuzigt und verbrennt. (Mit Wahrheitsagen, das weiß ja Jedermann, hat sich noch Niemand sein Brot verdient, noch weniger aber Zucker). Nicht gut sind die Lüge, der Meineid, Verstellung, List, Schmeichelei, wenn sie nichts einbringen, wohl gar schaden; nicht gut die Treue, wenn man uns um ihretwillen verfolgt; nicht gut der Verrath, wenn der Verräther gehängt wird, nicht gut der Ehebruch, wenn die Gefahr den erwarteten Genuß überwiegt,

nicht gut Betrug, Diebſtahl, Raub und Mord, wenn man dafür in's Gefängniß wandert.

Indem ich dieſe Zeilen ſchreibe, höre ich ſchon das allgemeine Anathema über meine beiſpielloſe Ruchloſigkeit, weil ich das Kind beim rechten Namen nenne. Aber wie nun, wenn ich nachweiſe, daß die geſammte Menſchheit, folglich auch Ihr, grölende Philiſter, von jeher dieſer Meinung geweſen ſeid. Sperrt doch Eure langen Ohren auf und hört es ungeſcheut auf den Straßen predigen: Laß Dich nicht erwiſchen, das iſt das vornehmſte und größte Gebot! Oder etwa: Es giebt kein eigentliches Verbot, man kann Alles thun, nur das decorum muß man wahren. Die großen Diebe wahren das decorum, die kleinen verſtehen dieſe Kunſt noch nicht; deshalb hängt man die kleinen, die großen aber läßt man laufen. — Das Chriſtenthum iſt eine excluſive Religion. Die orthodoxe römiſche und die orthodoxe griechiſche Kirche haben dies bereits ſattſam bewieſen und die neubackene orthodoxe proteſtantiſche Kirche unterſcheidet ſich nur noch ſo wenig von ihren älteren Geſchwiſtern, daß man ſie nicht leicht der Excluſivität ledig erklären kann. Wo Glaube iſt, da iſt Glaubenseifer und wo Glaubenseifer, da iſt Fanatismus, das heißt, die Luſt und das Beſtreben, den Glauben auf jede Art auszubreiten. Es iſt wahrhaft unbegreiflich, wie man den Jeſuiten den Grundſatz „der Zweck heiligt die Mittel" hat zum Vorwurf machen können. Jeder orthodoxe Chriſt, Muſelmann, Jude muß dieſen Grundſatz zu dem ſeinigen machen. Was die Jeſuiten gethan haben, das hätte jeder Orthodoxe thun müſſen. Die Jeſuiten aber haben gelogen, betrogen, geſtohlen, geſchmeichelt, verrathen, falſch geſchworen, gemordet, Alles ad majorem Dei gloriam. Unſere Proteſtanten aber erlauben die Noth-

lüge ad majorem Dei gloriam. Calvin verbrannte einen Diſſidenten ad majorem Dei gloriam. Die Geiſtlichkeit nahm ſich der Tortur und Hexenprozeſſe an, ad majorem Dei gloriam. Die Religion wußte von jeher die Schlechtigkeiten der Politik durch den Mantel der Vaterlandsliebe zu entſchuldigen. Auch die morganatiſche Ehe der Fürſten hat unter der dienſtesbefliſſenen Geiſtlichkeit recht warme Vertheidiger gefunden.

Wenn der Katholicismus Andersgläubige durch Kreuzzüge, Religionskriege, Dragonaden, Scheiterhaufen verfolgte, ſo kann man in proteſtantiſchen Katechismen (Dräſecke, Glaube, Liebe, Hoffnung, ein Handbuch für junge Freunde und Freundinnen Jeſu, 7. Auflage, S. 71) und zwar in einem Capitel, welches überſchrieben iſt „Mein Leben iſt die Liebe," deutlich leſen: Auch (oder vielmehr nur, was übrigens ganz daſſelbe ſagen will,) fremde Glaubensgenoſſen ſind meine Brüder. Die Conſequenz kann Jeder ſelbſt ziehen. Man weiß nur zu gut, wie die Frommen mit denen umgehen, welche ſie nicht für ihre Brüder erklären. Feuerbach ſagt: „Der Glaube iſt gebieteriſch, es iſt daher nothwendig, es liegt im Weſen des Glaubens, daß er als Dogma fixirt wird. Chriſtus ſagt: Wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich. Glauben iſt gleichbedeutend mit „Gutſein", Nichtglauben mit „Böſeſein." Der Ungläubige iſt ein Feind Gottes, darum auch unſer Feind. Deshalb iſt der Gläubige gut gegen den Gläubigen, böſe gegen den Ungläubigen, deshalb liegt im Glauben ein böſes Prinzip." Dem Jeſuitismus ähnlich und faſt ebenſo conſequent wie dieſer iſt der Macchiavellismus. Jeſuitismus wie Macchiavellismus lügen, ſtehlen, morden aus Liebe zu einer guten Sache, der erſtere aus Liebe zu Gott, der zweite aus Liebe zum Vaterlande,

das heißt, wie wir oben gesehen haben, aus Selbstsucht. Ha! werden die grölenden Philister sagen, wenn diese Ansichten allgemeine Geltung hätten, so müßte ja ein wahrhaft scheußlicher Zustand entstehen. Die jetzigen Verhältnisse würden auf den Kopf gestellt. Mit Nichten! Es bliebe fast Alles beim Alten. Unsere Zustände würden nicht scheußlicher erden, als sie sind. Dem prinzipiellen Egoisten, welcher sich für klug genug hält, um den zweiten Theil der Statistik der Nothwendigkeit umgehen zu können, flößt jetzt die Religion keine Furcht mehr ein. Trotz jüngstem Gericht, Fegefeuer, Heulen und Zähneklappen geschehen noch viele Verbrechen und unsere Theologen mögen sich nur bei den Insassen der Zuchthäuser erkundigen nach dem, was diese mehr fürchten, die Hölle oder die gerichtlichen Strafen, so wird ihnen ein Licht darüber aufgehen, daß die Kirche heutzutage eine schlechte Polizeianstalt ist. Sind denn die jetzigen Zustände mit ihren Millionen Proletariern glücklicher als die römische Kaiserzeit? Die Reichen waren zur Zeit Nero's unsicherer in ihren Genüssen, dem Armen gab man wenigstens Brot und Spiele. Heute sind die Reichen sicherer, die Armen aber haben weniger Brot und keine Spiele. Wenn der civis Romanus seinen Sklaven kreuzigen oder den Löwen vorwerfen ließ, so war dies ein geringeres Unglück als der langsame Hungertod unserer modernen Sklaven, der Proletarier.

Gewalt ist Recht. Weil die Majorität die Gewalt hat, deshalb ist sie im Recht. Versteht es die Majorität nicht, sich ihrer Kraft zu bedienen, so ist sie im Unrecht. Der Besitzende ist so lange im Recht, als er seinen Besitz behaupten kann. Wer zu schwach ist, seinen Besitz zu behaupten, der ist faktisch im Unrecht. Wenn ich dumm genug

bin, um mir mein Geld ſtehlen zu laſſen, ſo iſt der Dieb im Recht, wenn er mein Geld verausgabt. Der Satz: Si vis pacem para bellum lautet in's Deutſche überſetzt: Wenn der Staat ſeinen Beſitzſtand behaupten will, ſo muß er ſich in Verfaſſung ſetzen, jeden Feind zurückzuwerfen. Wenn er aus finanziellen Bedenken es verſäumt, im Hintergrunde der papiernen Verträge mit einer genügenden Streitmacht dem Concurrenten die Zähne zu weiſen, ſo iſt er im Unrecht. Darum iſt es gefährlich für einen Staat, wenn Idealiſten oder Eintagspolitiker von finanziellen Bedenken an ſeiner Spitze ſtehen. Der Staatsmann muß die nöthige Klarheit und Ruhe beſitzen, um unbeirrt von dem Geſchreibſel der Zeitungen ſeinen eigenen Weg zu gehen. Dieſer Weg ſei der Weg der Gewalt. Nicht Gründe, ſondern nur entgegengeſetzte Gewalt dürfen beſtimmend auf ihn einwirken. Gründe ſind für den Zeitungspöbel, um die dumme Menge zu bearbeiten. Das Gefährlichſte für einen Staat iſt, Prinzipienpolitik zu treiben. Die einzig richtige Politik iſt die Gelegenheitspolitik; doch mag es in unſeren Zeiten immer noch recht angenehm ſein, wenn es dem Staatsmann möglich wird, ſeine Gelegenheitspolitik als Prinzipienpolitik darzuſtellen, um die Großmacht des Zeitungspöbels, die öffentliche Meinung auf ſeine Seite zu bringen.

Die Religion iſt ſchon oft eine moraliſche Anſtalt genannt worden. Die Polizei iſt nun ebenfalls eine moraliſche Anſtalt. Dies zeigt die nahe Verwandtſchaft von Religion und Polizei. Die Religion iſt die ſich mit einem poetiſchen Nimbus umgebende Polizei. In Zeiten, in welchen die Wiſſenſchaft noch gleich Null war und die Phantaſie Alles erklären ſollte, war es ganz vernünftig, daß man die Polizei ſo wie alle Dinge mit einem poetiſchen Nimbus um-

gab. Heutzutage aber, im neunzehnten Jahrhundert, welches sich mit Vorliebe das praktische nennen hört, lockt man mit poetischen Redensarten keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervor. Deshalb ist es heutzutage Kurzsichtigkeit, zu glauben, daß die Religion noch immer das sei, was sie gewesen. Ich bin weit entfernt, zu verkennen, daß die Dummheit der Menschen noch groß ist, und daß deshalb die Religion immer noch großen Einfluß ausübt, aber, wenn ich den großen Umschwung der Ansichten betrachte, welchen die materielle Entwickelung der letzten 45 Friedensjahre hervorgerufen hat, so komme ich zu dem Schluß, daß in noch einmal fünfundvierzig Jahren weiterer materieller Entwickelung die völlige Unbrauchbarkeit der Religion als einer Polizeianstalt für entchristete Massen außer Zweifel gesetzt sein wird. Schon heute ist die einzig richtige, weil praktische Grundlage der Moral für diese entchristeten Massen der Zwang, die Gewalt, die wirkliche Polizei, der Staat. Nur der Staat kann mit Hülfe seines Schwertes die Menschen vor sich selber schützen. Hätten die Tiger eine der menschlichen an Größe vergleichbare Gehirnfunktion, sie würden mit demselben Glück und Geschick wie wir eine bürgerliche Ordnung begründen können. Es ist eine schon oft ausgesprochene, aber selten genügend verstandene Wahrheit: „Der Mensch ist ein gezähmtes Raubthier" oder mit anderen Worten: „Ein guter Bürger ist ein gezähmter Mensch." Die materialistische Neuzeit plagen keine Skrupel noch Zweifel, fürchtet sich weder vor Hölle noch Teufel; nur Gefängnisse, Guillotine und Bayonette imponiren ihr. Jeder Einsichtige erkennt die Nothwendigkeit dieser Waffen des Staates an und achtet sie gewissermaßen. Die Religion aber compromittirt durch ihren Bund mit dem Staate vor einem so materialistischen Publi-

kum die Reellität der ſtaatlichen Zwecke. Man mißtraut dem Staate, weil man der Religion mißtraut.

Der Vornehmſte iſt Derjenige, welchem es gelingt, alle Anderen zu Werkzeugen ſeiner Selbſtſucht zu machen. Immer trägt Reinecke der Fuchs den Sieg davon. So war es von jeher, ſo iſt es jetzt. Der Despotismus iſt in der That das einzige Mittel, die ſtreitenden Intereſſen endgültig zu verſöhnen. Das beſte Mittel zur Befriedigung Aller iſt daher ſtändiſche Gliederung, Kaſtenweſen, das heißt ungleiche Vertheilung des allgemeinen Raubes. Alle obern Claſſen reiten auf der unterſten, ſo daß dieſe erliegen muß. Die Mittelklaſſen erheben dann gegen die höheren keinen Widerſpruch, weil ihr Raubantheil größer iſt als ihr Rechtanſpruch bei gleichmäßiger Vertheilung ſein würde und weil ſie die Bundesgenoſſenſchaft der höheren Claſſen gegen die Proletarier nicht entbehren können. Aus demſelben Grunde empfiehlt ſich auch das Zunftweſen. Die Staatskunſt beſteht in der Verſöhnung der Einzelweſen durch Modification der prinzipiellen Selbſtſucht. Der Religion gelang dieſe Verſöhnung in ſo hohem Grade, daß ſie das Beſtehen der Geſellſchaft bei den ſchreiendſten Ungerechtigkeiten ermöglichte. Wer hier zu kurz kam, dem wurde auf das Jenſeits ein Wechſel ausſtellt. (Vor den Menſchen, ſchrieb Paulus an einen chriſtlichen Sklaven, biſt Du ein Sklave, vor Gott aber biſt Du ein Freigelaſſener.) Wenn der Arme im ſauerſten Schweiße an einer harten verſchimmelten Brotrinde nagte, ſo tröſtete man ihn mit dem Bibelworte: „Dem Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Jetzt will aber der Arme jenen Wechſel nicht mehr acceptiren. Er will baare Bezahlung, das heißt Antheil am Genuſſe. Er ſieht nicht ein, warum er arbeiten ſoll, damit

der Reiche ſich amüſiren könne; kurz er ſtellt ſich auf den praktiſchen Standpunkt, ſeine prinzipielle Selbſtſucht weicht nur der Gewalt. Lieben iſt erlaubt, das thut er; das Haſſen kann ihm Niemand wehren, das thut er auch; in manchen Ländern darf er ſogar ſeinen Haß theilweiſe äußern, er thut es mit Vergnügen; aber ihn durchführen darf er nicht. Die Klugheit räth ihm, ſich zu mäßigen, die Rache wenigſtens zu vertagen, ja ſogar ſich zu verſöhnen. Beſitzen iſt erlaubt, das Eigenthum wird ſogar geſchützt; man wird alſo nach Beſitz ſtreben, und den gewonnenen Beſitz zu behaupten ſuchen. Die Klugheit aber räth, die Entbehrungen der Armen nicht zu groß werden zu laſſen, um den Armen nicht zum Aufruhr zu treiben. Die Klugheit räth ferner, ſich der Macht zu unterwerfen, ein guter Bürger zu ſein, d. h. den Grundſatz „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht" weder zu viel noch zu wenig durchzuführen.

Was ſchwatzen uns die neueren Gattungstheoretiker da wieder vor; die Menſchlichkeit verlange, daß man auch ſeinen Feind liebe. Jeder, den unſere verdrehte Erziehungsmethode noch nicht allzuſehr dem Gebiete der Vernunft entrückt hat, wird ſeinen Feind gründlich haſſen und ſeinen Freund herzlich lieben. Selbſt halbverrückte Schwärmer vermögen nicht die ungeheuerliche Tugend der Feindesliebe zu üben. Wenn's hoch kommt, ſo bilden ſie ſich ein, Dies zu können. Man ſagt uns, die wahre Humanität beſtehe darin, daß man Jeden ruhig gewähren laſſe. Auch von dieſer Tugend gilt, daß man ſie nicht um ihrer ſelbſt willen übt. Die Praxis der Tugend verlangt auch hier Gegenſeitigkeit und es beruht demnach dieſe bis an die Sterne erhobene Tugend auf der gegenſeitigen Furcht, daß das Glück und mit dieſem die Gewalt wechſele. Nur aus dieſem

Grunde werden in unſerer Zeit die Gewiſſensfreiheit und Preßfreiheit allgemein anerkannt. Soll der Staat ein Mittel ſein, um ſeine Bürger möglichſt glücklich zu machen, ſo muß er die Beweglichkeit, welche der ungezügelte Egoismus gewährt, nicht zu ſehr ſchwächen zum Beſten der Staatsſtützen; das heißt, er darf, wenn irgend möglich (?) kein Polizeiſtaat, kein Militärſtaat ſein. Aus dieſem Grunde findet die Selbſtregierung der Gemeinden ſo viele Fürſprecher. In abſolutiſtiſch regierten Staaten hatten die Staatsſtützen, in Republiken die prinzipielle Selbſtſucht häufig zu großen Spielraum. Es iſt damit nicht geſagt, daß in Monarchien Erſtere, in Republiken die Letzteren nothwendig überwiegen müßten; darum iſt es die Aufgabe der Staatswiſſenſchaften, das heißt, der Eintagsberechnungen, die Verfaſſung ausfindig zu machen, welche die möglichſte Beweglichkeit des Einzelnen mit der größten Sicherheit Aller zu verbinden weiß.

Das menſchliche Herz iſt nun einmal liebedürſtig und unſer Daſein ohne Tugend zu öde und unerquicklich, ſo daß wir genöthigt ſind, die Begriffe des Guten und Schönen, weil wir ſie nicht in der Natur begründet vorfinden, aus eigener Machtvollkommenheit aufzuſtellen. Es iſt Thorheit, zu verlangen, daß man das Gute um ſeiner ſelbſt willen übe; Schwärmer glauben dies zu können; die Menſchheit aber will praktiſche Vortheile für das Ueben der Tugend und umſonſt iſt nur der Tod. Sie rechnet mit den Opfern, welche ſie der Tugend bringen muß. Es iſt Schwäche, Opfer zu bringen, welche ſich nicht durch Anerkennung und Gegenliebe bezahlt machen. Darum kann Freundſchaft zwiſchen Menſchen nicht beſtehen, von denen der Eine mehr giebt als er empfängt und Freundſchaften ſind darum ſo ſelten, weil die

meiſten Menſchen noch gar keine Ahnung haben von dem erſten Paragraphen eines Freundſchaftsbündniſſes, welcher von der Gegenſeitigkeit handelt. Nicht darin beruht das Weſen der Freundſchaft, daß die contrahirenden Theile über ihr eigenes Intereſſe hinwegſehen, ſondern ganz im Gegentheil darin, daß ſie daſſelbe Beide recht wohl verſtehen. Machen wir uns keine Illuſionen! Niemand opfert ohne ſelbſtiſche Hintergedanken. Niemand! Freilich ſind dieſe Hintergedanken oft, wie wir zu ſagen pflegen, edlerer Natur, aber ſie ſind nichtsdeſtoweniger doch Hintergedanken. Werden wir in der Hoffnung auf Anerkennung und Gegenliebe getäuſcht, dann ſtellt ſich jene Erkältung des Herzens ein, welche alle Opferwilligkeit ertödtet; dann tritt die nackte Selbſtſucht in ihre natürlichen Rechte. Hartherzigkeit und Grauſamkeit ſind die letzten Stadien dieſer Erkältung. So wird der Menſch das wieder was er war, bevor er ſich zähmen ließ, ein Raubthier.

Wir Alle, Chriſten und Atheiſten, ſehen ein, daß eine Moral nothwendig ſei zu einer vollkommen glücklichen Exiſtenz der Menſchheit. (Ob ſie möglich ſei, iſt eine andere Frage.) Aber darin weichen wir Materialiſten von Allen ab, daß wir zu der Erkenntniß gekommen ſind, es ſei überhaupt unmöglich, eine Grundlage der Moral für die entchriſteten Maſſen zu ſchaffen. Wir Materialiſten können uns nicht dem wenig erfreulichen Satze verſchließen, daß die Selbſtſucht das einzig richtige Prinzip ſei, welches in den Naturgeſetzen begründet iſt. Daraus geht klar hervor, daß aus der Natur keinerlei Stützen für unſere Sittenlehre hergeleitet werden können, und daß wir überhaupt darauf verzichten müſſen, jemals eine prinzipielle Grundlage für dieſelbe zu finden.

Aber was iſt denn Charakter? Kann ein Menſch,

welcher nicht denkt, Charakter haben? Haben Thiere nicht auch Charakter? Giebt es nicht bissige und fromme, treue und untreue, lebhafte und phlegmatische, muthige und furchtsame, freundliche und heimtückische Hunde? Endlich: Bildet nur der Strom der Zeiten Charaktere?

Man wird nicht behaupten können, daß ein Mensch, welcher nicht denkt, keinen Charakter habe, aber ebensowenig wird man ihm einen festen Charakter zuschreiben können, wenn das geringste Maß von Belehrung hinreicht, ihn zu verändern. Doch wer in der Welt könnte sich rühmen, einen festen Charakter zu besitzen? Die unzähligen stofflichen Veränderungen, welche ganz außer dem Bereiche unserer Willensthätigkeit liegen, bewirken ebensoviele, ja man kann sagen, sind selbst ebensoviele Veränderungen unseres Charakters. Will man den Begriff des Charakters weiter fassen, so liegt kein Grund zur Ausschließung der Thiere vor. Wir Materialisten können den Charakter nur im Stoffe selbst sehen, nicht, wie man früher irrig annahm, im Gegensatz zur Außenwelt, weil wir keinen freien Willen haben und der Gedanke nur eine stoffliche Bewegung ist. Charakter ist der Inbegriff aller Eigenthümlichkeiten des Nervensystems, wie sie sich nach und nach aus der ererbten Anlage durch Erfahrungen entwickelt haben. Man sollte nun meinen, daß ein großes Maß von Erfahrungen starke Charaktere erzeuge; aber dieser folgerichtige Satz stimmt mit der Wirklichkeit d. h. mit unseren gegenwärtigen Zuständen nicht überein, weil unsere Erziehungsmethode eine zu zweckwidrige ist, und weil die ererbten, oft mangelhaften Anlagen gar Viele hindern, ihr verhältnißmäßig reiches Wissen zu verdauen und zu verwerthen. Wenn die Menschheit in ihrer Entwickelung fortschreitet, dann wird auch jener folgerichtige Satz sich

immer mehr der Wahrheit nähern. Wenn man weiß, welche Schwierigkeiten uns auch die kleinsten Aenderungsverſuche unſeres Charakters bereiten, weil Veränderungen deſſelben nur durch ſtoffliche Veränderungen möglich werden, ſo wird man ſich einen annähernden Begriff machen können von dem langen Zeitraum, welchen ſtoffliche Veränderungen des mittleren Menſchen erfordern. Revolutionen, denen nicht ſtoffliche Veränderungen im Organismus des mittleren Menſchen vorangingen, müſſen ſcheitern. Letztere machen ſich auch ohne die erſteren geltend. Und darum, wenn ſich überhaupt Etwas empfiehlt, ſo empfiehlt ſich vor Allem der ruhige Fortſchritt.

VI.

Trostlosigkeit unserer Tage.

„Du bist am Ende was Du bist!
Setz' Dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' Deinen Fuß auf ellenhohe Socken
Du bleibst doch immer was Du bist."

Feuerbach sagt: „Endlichkeit und Nichtigkeit sind identisch." Endlichkeit ist nur ein Euphemismus für Nichtigkeit. Weil die Gedanken nur stoffliche Bewegungen sind und weil wir den Stoff nicht beherrschen können, darum giebt es keinen eigentlich freien Willen. Weil der Selbsterhaltungstrieb jedem Organismus innewohnt, darum ist die Selbstsucht das natürliche Prinzip. Weil alle unsere Eigenschaften nur Potenzen der Eigenschaften von Thieren sind, darum sind wir selbst Thiere. Weil wir den Stoff regieren möchten und nicht regieren können, weil die Selbstsucht das natürliche Prinzip ist, der höchste Grad derselben jedoch, unsere Ideale der unerbittlichen Wirklichkeit gegenüber zur Unmöglichkeit werden, weil wir gern mehr sein möchten als unsere Hunde und doch nicht mehr sind; darum sind wir unglückliche Wesen und darum ist dieses Leben nicht der Mühe werth. Weil wir täglich die Erfahrung machen, daß wir im Schlafe unsere Sorgen vergessen, darum sind wir im schlafenden Zustande glücklicher oder vielmehr weniger unglücklich als im wachen, und darum ist der Tod als permanenter Schlaf der Gegen-

ſtand unſeres Strebens. Wir fordern Jeden heraus, uns zu widerlegen d. h. Jeden, der mit uns den Boden der Thatſachen betreten will und wahrlich! wir würden uns bei ihm bedanken, wenn er uns durch ſchlagende Gegenbeweiſe wieder Lebensluſt, wieder Hoffnung einzuflößen vermöchte. Ich brauche wohl nicht erſt zu ſagen, daß es mir durchaus nicht darum zu thun iſt, durch barocke Behauptungen Lärm zu machen, ſondern daß das Geſagte leider nur zu bitterer Ernſt iſt.

Da alle unſere Wahrnehmung eine ſinnliche iſt, da wir wiſſen, daß Gedanken nur ſtoffliche Bewegungen ſind, ſo fragen wir mit Recht nach den Merkmalen, welche die ſogenannte höhere Sinnlichkeit von der ſogenannten niederen Sinnlichkeit unterſcheiden und wir dürfen uns nicht verhehlen, daß der Thätigkeit des Gehirns gegenüber der Thätigkeit irgend eines andern Organes durchaus kein Vorzug eingeräumt werden darf, daß vielmehr die anorganiſchen Gegenſtände eine höhere Bedeutung haben, weil die organiſche Welt kein unentbehrliches Glied des Kosmos iſt. Das Gehirn gehört, wie die Erfahrung gelehrt hat, keineswegs zu den Organen, welche zum Leben unentbehrlich ſind. Man hat Thieren das Gehirn genommen und ſie haben fortvegetirt. Man könnte deshalb ſagen, daß das Gehirn das werthloſeſte Ding in der Welt ſei.

Wir ſahen im vorigen Kapitel, daß nur lebenskluger Sinnengenuß im weiteſten Sinne des Wortes vernünftigerweiſe einzig und allein ſich uns Menſchen als Lebenszweck empfehlen könne, und es fragt ſich unter dieſen Umſtänden ganz ernſtlich, ob dieſes Leben der Mühe werth ſei. Man würde dieſe Frage unbedingt bejahen können, wenn der Menſch ſeine Genüſſe nicht kritiſiren könnte, wenn er nur den Ge-

ſchmack, kein Urtheil hätte. Darin beruht eben unſer Unglück, daß der Geſchmack immer auf das zurückkommt, was das Urtheil ſchon längſt verworfen hat. Feuerbach freilich, der Gattungstheoretiker, meint, daß das, was der Geſchmack bejaht, das Urtheil nicht verneinen könne; allein es geht ihm, dem Philoſophen, nicht beſſer als den von ihm vielgeſchmähten Theologen, er iſt vollſtändig incompetent, weil er wie dieſe an die Beurtheilung von Thatſachen mit dem guten Vorſatze geht, nur das Angenehme aus ihnen herauszuleſen. Kann man aber von dem, welcher nur in einer beſtimmten Richtung ſucht, ſagen, daß er im Stande ſei, das Richtige zu finden? Anders wir, die nackten Materialiſten. Was wir fanden, das hätten wir freilich lieber nicht gefunden, aber das ändert Nichts an der Sache. Weiter ſagt Feuerbach: „Wie wäre es möglich, ſein Sein als Nichtſein, ſeinen Reichthum als Mangel, ſein Talent als Unvermögen zu gewahren?“ Darauf antworten wir: Niemand wird behaupten können, daß man ſein Sein als Nichtſein gewahren könne, wohl aber als Endlichkeit oder Nichtigkeit, welche Feuerbach ſelbſt als identiſch aufſtellt. Was menſchlicher Reichthum und menſchliches Talent ſein ſoll, das iſt mir geradezu unverſtändlich. Wie kann man von Reichthum faſeln im Angeſichte der uns unerbittlich angähnenden Wiſſensſchranken, wie von Talent im Angeſichte unſerer ſo äußerſt mangelhaften Beobachtungsfähigkeit. Der Gedanke, daß die Entwickelung der Menſchheit nach nothwendigen Geſetzen geſchehe, um Alle glücklich zu machen, war kindiſch, aber doch ſchön. Die Hoffnung, wenigſtens ein Handlanger beim Bau der Ewigkeiten zu ſein, konnte doch noch, ſo beſcheiden ſie auch war, einen gewiſſen Stolz erzeugen. Dieſe Hoffnung fällt unwiederbringlich und doch iſt ſie der armen Menſchenſeele zu dem beſcheidenſten

Glücke nöthig. Menſchliches Glück kann aber nur in einem gewiſſen Bewußtſein eigenen Werthes und der daraus entſpringenden Freudigkeit zur Arbeit gedacht werden; um zu einem ſolchen Bewußtſein zu gelangen, bedürfen wir eines Zieles, eines Preiſes, und dieſe gehen uns gerade ab. Theologen und Philoſophen mögen ſich mit ihren Grundſätzen brüſten; der nackte Materialiſt muß einſehen, daß er ſich durch den Beſitz von Grundſätzen nur lächerlich mache. Könnte der Menſch ſeine Lage nicht kritiſiren, ſo könnten die zahlreichen Sinnengenüſſe, ich meine die ſogenannten niederen Sinnengenüſſe, einen erträglichen Zuſtand bewirken. Die Erkenntniß aber, daß wir uns durch alle dieſe Genüſſe eben nicht von den Thieren unterſcheiden und der uns leider innewohnende Drang, mehr abſoluten Werth zu beſitzen als unſere Hunde, verbittert uns auch die Genüſſe, welche ſonſt recht eigentlich dieſen Namen verdienten.

„In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdenlebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu ſpielen,
Zu jung, um ohne Wunſch zu ſein.
Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren ſollſt Du! ſollſt entbehren!
Das iſt der ewige Geſang,
Der Jedem in die Ohren klingt,
Den unſer ganzes Leben lang
Uns heiſer jede Stunde ſingt."

Ebenſo wie die Tugend, ſo iſt auch das aus ihr entſpringende Verdienſt ein eingebildetes. Sich verdient machen heißt: Diejenigen unſerer Eigenſchaften zur Geltung bringen, deren Beſitz im Intereſſe der Geſellſchaft wünſchenswerth iſt. Alſo: Verdienſte, Ehre können wir uns nicht erwerben; unſere Genüſſe können uns nie befriedigen; unſere Wiſſenſchaft dient nur dazu, daß uns unſer Unglück recht klar wird;

mit unſerer Arbeit verfolgen wir kein Ziel! Was iſt aber unſer Leben ohne Verdienſte, ohne Ehre, ohne Genüſſe, ohne befriedigendes Studium, ohne planmäßige Arbeit? Feuerbach ſagt: „Wer einen Endzweck hat, hat ein Geſetz über ſich; er leitet ſich nicht ſelbſt, er wird geleitet. Wer keinen Endzweck hat, hat keine Heimath, kein Heiligthum*); größtes Unglück iſt Zweckloſigkeit.“ Der Materialiſt iſt gleich einer Ameiſe, welche etwa mit menſchlichen Augen ihren Ameiſenhaufen betrachtet. Traurigen Blickes ſchaut ſie der raſtloſen Thätigkeit ihrer Collegen zu; ſie möchte, aber ſie kann ihren Eifer nicht mehr theilen. Es läßt ſie auch der Ruhm kalt, eine der thätigſten Ameiſen zu ſein. Weis ſie doch, daß der Fußtritt eines darüber gehenden Thieres alle Arbeit vergeblich machen kann und daß Nothwendigkeit ein ſpecieller Fall des Zufalls iſt. Freudlos ſteht ſie in der Freuden Fülle, ungeſellig und allein.

Indem ich den unendlichen Raum durchforſche werde ich mir meiner Kleinheit bewußt, und wenn ich dem Stoff auf ſeinem Kreislauf folge, erkenne ich mich in meiner individuellen Nichtigkeit.

Keiner, der jemals gelebt, konnte ſeine Wünſche alle befriedigen. So erging es den Bevorzugteſten; der minder Bevorzugten und der vom Zufall ſtiefmütterlich Behandelten gar nicht zu gedenken. Der, welcher behauptet, vollſtändig zufrieden zu ſein, iſt ein armer Thor, welcher aller großen Leidenſchaften und darum auch aller größeren Genüſſe baar iſt. Die Ueberzeugung, daß vollſtändige Befriedigung durch den Genuß nie herbeigeführt werden könne, hat jene Philoſophie hervorgerufen, deren Grundſatz war: Wer keine Be-

*) Heilig iſt das, wovon man annimmt, daß es jedem Menſchen werth ſei.

dürfniſſe kennt, der iſt glücklich. Wer keine Bedürfniſſe kennt, der kennt auch den Genuß nicht, und dieſer iſt doch das Einzige, was das Leben möglicherweiſe begehrenswerth machen könnte. Gewährt denn aber der wirkliche Genuß die Befriedigung, welche man ſich von ihm verſpricht? Die Erfahrung ſagt: Nein! Auf jeden Genuß folgt Abſpannung, im gewöhnlichen Leben Katzenjammer genannt. Nie wird die Begierde geſtillt:

„So tauml' ich von Begierde zum Genuß,
Und im Genuß verſchmacht' ich vor Begierde!"

Man lehrt uns, die Mäßigkeit ermögliche wahren Genuß. Aber ſehen wir der Sache auf den Grund! Was verlangt die Mäßigkeit von uns, und was gewährt ſie uns dafür? Sie verlangt einen fortdauernden Kampf mit unſeren Leidenſchaften und das Entbehren vieler Genüſſe, die an unſerm Lebenswege ſtehen. Dafür gewährt ſie uns zeitweiſe den einen oder den anderen Genuß, welcher dann nur die Begierde ſteigert und den kaum beſtandenen Kampf mit den Leidenſchaften wieder zur Flamme anfacht. Sollten die Genüſſe wahre Genüſſe ſein, ſo dürften ſie nicht ermüden, ſondern ſie müßten uns in einem ewigen Taumel erhalten.

„Dem Taumel weih' ich mich, dem ſchmerzlichſten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß;
Mein Buſen, der vom Wiſſensdrang geheilt iſt,
Soll keinen Schmerzen künftig ſich verſchließen,
Und was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt,
Will' ich in meinem innern Selbſt genießen,
Mit meinem Geiſt das Höchſt' und Tiefſte greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Buſen häufen,
Und ſo mein eigen Selbſt zu ihrem Selbſt erweitern,
Und, wie ſie ſelbſt, am End' auch ich zerſcheitern.

Außer dem Sinnengenuß iſt menſchliches Glück unmöglich. Die Sinnengenüſſe aber, mit Mäßigung oder ohne dieſelbe

genoſſen, ſind keine wahren Genüſſe, folglich bietet das menſchliche Leben Nichts, was es begehrenswerth machen könnte.

Der Menſch betet, wenn der fühlloſe Stoff ſeine Klagen nicht hört. Er fühlt ſich erleichtert, wenn er ſeine Leiden ſeinem zweiten Ich, ſeinem perſonificirten Ideal (ſeinem Gott), klagen kann. Er beginnt in Verzweiflung über die Troſtloſigkeit des menſchlichen Daſeins und endet —, nun der Nichtwiſſende, welcher noch ruhig fortzuträumen vermag, ohne aufzuſchrecken, der endet in Seeligkeit; denn nur da, wo dem Gebete eine objective Macht zugeſchrieben wird, nur da iſt noch das Gebet eine religiöſe Wahrheit. —

Von der Erbauung in der Natur, von welcher Unkundige ſo viel ſprechen, weis der Materialiſt Nichts zu erzählen. Der Dichter beſingt die wiedererwachende Natur, das friſche Grün. Er kann es, denn er ſieht die Gegenſtände durch die Brille ſeiner Eitelkeit, durch welche ihm das Leben noch begehrenswerth erſcheint. Anders der Materialiſt. Wer den Schlaf feiert, der kann das Wiedererwachen zu erhöhter Thätigkeit nicht loben. Die grüne Farbe, in welche ſich die Erde kleidet zum Zeichen ihres Wiederauferſtehens erinnert ihn an das Grauen, welches ihm der Anbruch jedes neuen Morgens verurſacht. Feuerbach ſagt: „Leiden iſt das Gebot des Chriſtenthums, die Geſchichte des Chriſtenthums eine Leidensgeſchichte der Menſchheit.“ Er hätte aber noch beſſer geſagt: Leiden ſind das Erbtheil der Menſchheit; die Geſchichte der Menſchheit iſt eine fortlaufende Leidensgeſchichte.

Das Kindesalter nennen wir zart; unſchuldig, engelrein nennen wir die Virginität; poetiſch das Jünglingsalter; kräftig, bewundernswürdig, reif das Mannesalter; ehrwürdig das Greiſenalter. Dieſe Benennungen gelten aber nur von den Lebensaltern der Menſchen; ſie dürfen beileibe nicht auf

die Hunde übertragen werden. Verſchämtheit iſt das Attribut der Jungfrau, Schönheit das des Jünglings, der Bart iſt das Symbol der Manneskraft, das ſpärliche Haupthaar, reſpective die Glatze das Symbol der Ehrwürdigkeit. Vaterliebe, Mutterliebe, Geſchlechtsliebe, Freundesliebe, Vaterlandsliebe werden heilig geſprochen, d. h., die Selbſtſucht wird auf den Thron erhoben. Die verſuchten Verwirklichungen unſerer verfeinerten Selbſtſucht, unſerer Ideale, werden als Tugenden geprieſen. So iſt das Glück der Liebe, die befriedigte Selbſtſucht, ſchon oft beſungen worden; aber faſt eben ſo oft hat man auch die unbefriedigte Selbſtſucht beſungen, das Unglück ſtatt des Glücks, die Verzweiflung ſtatt der Hoffnung, das Laſter ſtatt der Tugenden.

„Das ſüßeſte Glück für die trauernde Bruſt
Nach der ſchönen Liebe verſchwundener Luſt
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen!“

Wir wollen nun einmal bewundern. Geht es nicht ſo, ſo muß es ſo gehen. In dem Augenblicke, in welchem wir verzweifeln, denken wir, daß unſere Verzweiflung einzig, poetiſch ſei, daß wir ob derſelben bewundert werden könnten. Bewunderung erſtreben iſt eine Lächerlichkeit; wer ſie dennoch erſtrebt, zeigt eben dadurch, daß er ein Menſch iſt. Wir gleichen jenem Unglücklichen, welcher den Verſtand verlor und ſeine Kerkerwände für die Mauern eines Palaſtes anſah. Der Unglückliche, welcher ſich dem Trunke ergiebt, um ſeinen Schmerz zu übertäuben, thut nur daſſelbe, was wir Anderen thun, wenn wir die Thatſachen durch Euphemismen, durch Worte oder durch die noch unbeſtimmteren Töne und Farben verſchleiern. Der Idealiſt berauſcht ſich. Lernen wir von dem Trunkenbold. Er lehrt uns, daß es nur zwei Wege zum Glücke giebt: Ein Leben im Rauſche oder der Tod.

Aber wir haben nicht einmal die Wahl zwiſchen dieſen beiden Wegen, weil wir in dem ernſten Spiel des Lebens zu viele Stunden der Ernüchterung haben. Es ſteht uns, wie wir erkennen müſſen, nur der letzte Weg offen: Der Tod in Verzweiflung! Deshalb ſollten wir nicht die Blauſäure, ſondern die Phantaſie, die Poeſie als das Schrecklichſte anſehen. In der Blauſäure und den ihr ähnlich wirkenden Giften hat der Menſch endlich den Stein der Weiſen gefunden. So könnten wir ſcheiden, ohne bedauert zu werden und ohne zu bedauern. Wie oft habe ich ſchon Cäſars Ausſpruch gewürdigt: Der ſchönſte Tod iſt der unerwartete. Aber, Aber! Der Selbſterhaltungstrieb wohnt uns zu ſehr inne, als daß wir kalten Blutes Hand an unſer Leben legen könnten. Immer zieht eine ungerechtfertigte Hoffnung den Giftbecher von unſerem Munde. Der Selbſtmord aus Verzweiflung iſt die Negation des Angenehmen. Wäre Er dies nicht, ſo wäre Er auch viel üblicher. Erinnerung an vergangene Genüſſe, unſere Eitelkeit, Beſitz und noch vieles Andere ketten uns an dieſes Leben. Wir ſind durch unſere Sinne zu ſehr mit dem Leben verwachſen; wir, die Sklaven unſerer Sinne, können unſere Ketten nur in einem Anfalle von Verzweiflung ſprengen, wenn Alles uns erträglicher erſcheint, als dieſe Sklaverei. Wir, die Summe unſerer Sinne, wollen uns von den Sinnen emancipiren! Dies iſt nur möglich, wenn wir mit unſeren Sinnen zu Grunde gehen, wenn wir ſterben. Niemand kann treffender die harte Speiſe des Lebens kennzeichnen als Göthe, wenn er ſagt:

„Ich fluche Allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umſpannt
Und ſie in dieſe Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt,

Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geiſt ſich ſelbſt umfängt,
Verflucht das Blenden der Erſcheinung,
Die ſich an unſre Sinne drängt!
Verflucht, was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht, was als Beſitz uns ſchmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht ſei Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müßigem Ergetzen
Die Polſter uns zurechte legt!
Fluch ſei dem Balſamſaft der Trauben,
Fluch jener höchſten Liebeshuld,
Fluch ſei der Hoffnung, Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor Allem der Geduld!

Gewöhnlich verurtheilt man den Langſchläfer, und um das Verdammungsurtel über die prinzipielle Schlafſucht zu motiviren, pflegt man die bekannten ſchönen Gegengründe anzuführen. Durch die tägliche Ausdehnung des Schlafes um ein Paar Stunden, hat man richtig herausgerechnet, verliere der Menſch in zwölf Jahren ein ganzes Lebensjahr; oder „Morgenſtunde hat Gold im Munde", und was des geiſtvollen Unſinns mehr iſt. Der Langſchläfer aber kehrt ſich faſt inſtinktmäßig nicht an dieſes Anathema; er bedauert vielmehr, daß es eine Zeit giebt, in welcher man aufſtehen muß, um einen Tag zu beginnen, an welchem ihm ſo wenig Erfreuliches begegnen wird, er aber nicht umhin kann, über die Troſtloſigkeit ſeiner Lage nachzudenken, und an welchem er daher nicht aufhört, ſich nach dem Bette zurückzuſehnen.

„Nur mit Entſetzen wach' ich Morgens auf,
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu ſehn, der mir in ſeinem Lauf
Nicht einen Wunſch erfüllen wird, nicht einen!"

Auch in dieſem Sinne iſt es wahr: Die Nacht iſt die ſchönere Hälfte des Lebens! Fürwahr! Das Leben gleicht

einem ſchweren Arbeitstage, an welchem ſich der Arbeiter ſelbſt im ſauerſten Schweiße nur eine harte Brotrinde erwirbt. Von Genuß iſt kaum die Rede. Der Schlaf aber lehrt ihn vergeſſen, daß die Arbeit ſchwer war, der Lohn nichtig. Es iſt ein großes Unglück, daß wir Menſchen uns unſeres Prinzips, d. h. der Selbſtſucht, bewußt werden, ohne es in ſeiner letzten Conſequenz, in unſeren Idealen befriedigen zu können. Tantalus durfte ſeine Selbſtſucht nur in den allergewöhnlichſten Fällen nicht befriedigen; er hungerte nur nach den Früchten über ihm, ihn dürſtete nur nach dem Waſſer unter ihm; wir Unglücklichen aber verſchmachten in dem Hunger und Durſt nach den Idealen, welche uns faſt noch unentbehrlicher ſind als Speiſe und Trank. Ich kann mir das Leben in einer Hölle nicht beſſer vorſtellen, als wenn ich das menſchliche Leben als Hölle anſehe. Es iſt wirklich zum Erſtaunen, daß nicht mehr Menſchen aus ihren Leiden die richtige Conſequenz ziehen und wir erſtaunen noch mehr, wenn wir bedenken, daß wir täglich im Kleinen unſere Leiden durch den Schlaf abſchließen. Warum nun nicht im Großen?

Das allabendliche Ausziehen iſt gewiß ſehr unangenehm. Ich habe wenigſtens noch Niemanden gekannt, der das Ausziehen leidenſchaftlich gern betrieben hätte. Aber der Lohn iſt groß, wir ſchlafen; auch „Blauſäure Nehmen" mag wohl einigermaßen die Bequemlichkeit ſtören. Dafür iſt auch der Lohn unendlich groß. Wir ſchlafen ohne aufzuwachen. Die Schuld an jenem Verkennen der letzten Conſequenz trägt größtentheils das Chriſtenthum mit ſeiner Leidenstheorie, welche dem beſcheidenen Dulder hohen Lohn verheißt. Die paſſendſte Anrede von Menſchen unter einander wäre etwa: Leidensgefährte! Der aufmerkſame Leſer

wird zweifelsohne mit dem Verfaſſer in den begeiſterten Ruf ausbrechen: Der Geiſt tödtet, aber der Buchſtabe macht lebendig! Erleuchteter Bibelglaube iſt ein Unſinn. Sowie man in der Politik den Buchſtaben der Verträge aufrecht erhalten muß, wenn kein Krieg ausbrechen ſoll; ſowie man im Staate den Buchſtaben des Geſetzes zur Geltung bringen muß, wenn kein Umſturz erfolgen ſoll, ſo muß man in der Religion den Buchſtaben oder Nichts glauben.

Carrière ſagt: „Die Sehnſucht unſerer Natur, der Drang nach der Erkenntniß ſo vieler Räthſel verlangt die Unſterblichkeit, und viele Schmerzen der Erde würden eine ſchreiende Diſſonanz im Weltaccorde ſein, wenn dieſe nicht dadurch ihre Auflöſung in eine höhere Harmonie fände, daß jene für die Läuterung und Fortbildung der Perſönlichkeit fruchtbar bleiben.“ Wenn wir nun auch als Materialiſten die „Auflöſung der Diſſonanz im Weltaccorde in eine höhere Harmonie zum Zwecke der Läuterung und Fortbildung der Perſönlichkeit“ nicht acceptiren können, ſo wollen wir doch nicht ſo leichten Sinnes wie Herr Büchner über dieſe düſtere Stelle hinweggehen und wir wollen zugeben, daß in der That die Nichtbefriedigung unſeres angeborenen idealen Strebens eine ſchreiende Diſſonanz iſt und wir wollen nicht verkennen, daß die Erkenntniß der Troſtloſigkeit unſerer Lage ſowie die Ueberzeugung, daß der Tod unſer Daſein abſchließt und die daraus für uns unmittelbar folgende Unverantwortlichkeit unſere bisherigen Lebensanſichten weſentlich modificiren werden. Wenn wir den höchſten Grad unſerer prinzipiellen Selbſtſucht, unſere Ideale, nicht verwirklichen können, ſo müſſen wir uns an einem niederen Grade genügen laſſen. An dieſem niederen Grade aber, der nackten Selbſtſucht, halten wir dann um ſo zäher feſt. Deshalb

wird der Arme materielles Wohlbefinden verlangen, wenn er nicht mehr an den Himmel glaubt. Durch die Vernichtung der Ideale wird der Schwerpunkt des menschlichen Daseins aus dem Jenseits in das Diesseits verlegt. Einen Schwerpunkt aber müssen wir haben. Deshalb bestehen wir umsomehr auf materiellem Wohlsein. Wird der aufgeklärte Proletarier auch noch des Tages den Plackesel machen wollen, um Abends mit seiner halbverhungerten Familie an einer harten Brotrinde zu kauen? Oder um die Nacht auf einem Strohlager hinzubringen? Welche moralische Bedenken werden ihn abhalten, zu seinem Nachbar, dem Reichen, zu gehen, um mit ihm zu theilen? Mit welchen Blicken wird seine prinzipielle Selbstsucht die feinen Leckerbissen und den Comfort des reichen Nachbars betrachten? Hat er etwa keine Augen, um das abgezehrte Gesicht seines Weibes mit der lebensfrohen Miene ihrer glücklicheren Nachbarin zu vergleichen? Und nun der Reiche? Wird nicht seine Blasirtheit, nachdem er Materialist geworden, den Gipfel erreichen? Wird nicht auch er ausrufen:

„Ich grüße dich, du einzige Phiole,
Die ich mit Andacht jetzt herunterhole!
In dir verehr' ich Menschenwitz und Kunst!"

Im Gefühl der Trostlosigkeit unserer Lage scheint man jetzt mit dem „Schnellleben" den Anfang machen zu wollen. Natürlich erheben deshalb unsere Philister ein ganz erbärmliches Zetergeschrei. Sie fürchten, die Zahl der Plackesel könnte sich vermindern. Um dem „Uebel" des einreißenden Materialismus zu steuern, werden Gesellenvereine, Jünglingsvereine errichtet. Diese jämmerlichen Philister, welche man sehr treffend „Heuler" genannt hat, sind nicht zu hassen, sondern zu bedauern, weil sie sich mit Gewalt die Augen

verſchließen, um ſich ihren Standpunkt nicht klar zu machen. Sie gleichen dem Strauß, welcher, um die drohenden Verfolger nicht zu ſehen, den Kopf in den Sand ſteckt. Iſt es doch bekannt, daß Niemand ſo blind iſt wie der, welcher nicht ſehen will. Gut denn! Nicht wir, ſondern ſie haben ihr troſtloſes Daſein zu tragen, nur ſie haben für ihre abſichtliche Blindheit zu büßen. Freilich ſagt Moleſchott, der Bewunderer des Stoffs, der Gattungstheoretiker: „Sanft nahet das Ende aus Altersſchwäche!“ Aber hat er denn ganz überſehen, daß die gewiſſe Ausſicht auf jenes ſchmerzloſe unbewußte Ende, die größte Demüthigung für den noch lebenden Mann iſt? Es bedarf eben der Augen eines mit vorgefaßten Bewunderungsvorurtheilen angefüllten Gattungstheoretikers, um dieſes „langſame bei lebendigem Leibe zur Ruine Werden“, dieſes „zum Nichts Zuſammenſchrumpfen“ zu preiſen. —

Feuerbach erklärt ſeinen Idealismus in der praktiſchen Philoſophie dahin, daß er ſagt: „Die Idee iſt mir nur der Glaube an die geſchichtliche Zukunft, an den endlichen Sieg der Wahrheit und Tugend.“ Um es nur gerade herauszuſagen, ich meine, daß auch Feuerbachs Philoſophie ein überwundener Standpunkt iſt. Auch ein Feuerbach mußte bei Löſung der brennenden Frage ſcheitern, weil ihm die Kenntniß der neueſten Naturwiſſenſchaft abging. Darum iſt ihm die Idee der Glaube an die geſchichtliche Zukunft, eine haltloſe Hoffnung auf den endlichen Sieg der Wahrheit und Tugend. Die Wahrheit iſt, wie wir geſehen haben, ſo ſchmerzlich und demüthigend für unſere liebebedürftige und ſo ſehr anſpruchsvolle Seele, daß es wohl kaum der Mühe lohnt, für ſie zu ſtreiten und zu hoffen. Die Tugend aber erſcheint, wie wir ebenfalls geſehen haben, uns Materialiſten in einem ſo ver-

änderten Lichte, daß ich zweifle, ob Feuerbach selbst den baldigen Sieg dieser auf Gegenseitigkeit basirten, von keinem Naturgesetz gestützten, von uns aus eigener Machtvollkommenheit aufgestellten, praktischen Tugend hoffen könnte. Ohne bedeutende stoffliche Veränderungen im Organismus des mittleren Menschen ist eine Ausbildung des Feuerbachschen Gattungsgefühls unmöglich und in dieser allein beruht das Heil der Philosophie Feuerbachs. Gewöhnlich kommt uns zuerst der Glaube, dann die Liebe (die überschwengliche Liebe der Idealisten), nun auch noch die Hoffnung abhanden.

„O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus einem Meer des Irrthums aufzutauchen!"

Sehr richtig sagt Feuerbach: „Bewußtsein ist Selbstbethätigung, Selbstbejahung, Selbstliebe"; wenn er aber sagt: „Bewußtsein ist Freude an der eigenen Vollkommenheit", so hätte er vielmehr sagen sollen: Bewußtsein ist Schmerz über die eigene Unvollkommenheit. Wenn er ferner sagt: „Sein ist ein Gut", so hätte er bedenken sollen, daß wir den Werth einer Sache nach deren Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit für uns messen. Doch gilt diese Regel für den Fall nicht, daß wir zwischen Sein und Nichtsein zu wählen haben. In diesem Falle dürfen wir fragen, ob dieses Leben der Mühe werth sei. Bei dieser Frage haben wir einen viel freieren Gesichtspunkt, weil wir dieses Leben entbehren können, weil wir auf dem Standpunkt der Klugheit stehen, d. h. nicht gezwungen sind, das Sein für ein Gut zu halten. Anders gestaltet sich der Gesichtspunkt bei der Beantwortung aller anderen Fragen, denn bei allen anderen Entscheidungen stehen wir auf dem Standpunkt der Lebensklugheit, haben wir uns bereits für das Sein entschieden.

Man begreift in der That nicht, wie es kommt, daß zahlreiche im Uebrigen klare Geschichtsschreiber von so vielen fixen Ideeen geplagt werden. Oder ist es etwa vernünftig, vom „Weltgericht in der Weltgeschichte", von dem „unaufhaltsamen Fortschritt", von der „geschichtlichen Zukunft", von dem „endlichen Sieg der Wahrheit und Tugend", von der „der Weltgeschichte zu Grunde liegenden Idee" und Anderem mehr zu faseln. In ihrem Freudentaumel über unsern jetzigen vermeintlich hohen Standpunkt übersehen sie ganz das belehrende Beispiel China's, welches von einer blühenden Culturstufe in den größten Pedantismus und Absolutismus verfiel. Und macht denn das Beispiel Spaniens auf diese Geschichtsschreiber keinen Eindruck, diese neue Auflage der chinesischen Geschichte, welche sich unter den Augen unserer letzten Voreltern vollzog?

Das Prinzip der Selbstsucht und das daraus entspringende Bedürfniß, zu träumen, haben bewirkt, daß fast alle unsere Bezeichnungen der Gegenstände Euphemismen sind. Wir wollen nun einmal von den Gegenständen Nichts wissen, welche uns erschrecken. Das griechische Volk, welches einen echt natürlich-menschlichen Charakter hatte, nannte das unwirthliche schwarze Meer den Pontus Euxinus, das den Fremden freundliche Meer; die Nacht, von welcher das Sprüchwort sagt, sie sei keines Menschen Freund, nannte es *Εὐφροσύνη*, die Wohlgesinnte. Das Lebendige schaudert vor dem Todten; deshalb bevölkerten unsere Väter die ganze Welt mit Göttern und Geistern.

„Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —,
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle
Und was nie empfinden wird, empfand.

An der Liebe Buſen ſie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur;
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur. —
Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur.
Unter Iris ſchönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erſchien die Morgenröthe
In Hemerens roſigem Gewand,
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirtengottes Hand."

Kein Einſichtsvoller kann leugnen, daß das kindliche Alter der Welt, die Zeit der Religionen ein glücklicheres, das goldene Zeitalter, war. (Unſere Zeit iſt eine Zeit der Heuchelei. Als die Dogmen dictirt wurden, da begann die Heuchelei.) Was machte denn aber eigentlich den damaligen glücklichen Zuſtand aus?

1) Die Welt hatte keine Nahrungsſorgen.

„Erſt regierte Saturnus ſchlicht und gerecht,
Da war es heute wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geſchlecht
Und brauchten für gar nichts zu ſorgen;
Sie liebten und thaten weiter nichts mehr,
Die Erde gab Alles freiwillig her."

Wenn wir uns dieſen Zuſtand wiederverſchaffen wollten, ſo bliebe Nichts übrig, als die Fruchttödtung wieder einzuführen, um die Ueberzähligen zu entfernen. Bei den Griechen und Römern war es ein unbeſtrittenes Recht der Eltern, das neugeborne Kind zu tödten. Noch heute iſt in China und Oſtindien die Fruchttödtung eine ſehr gewöhnliche Sitte.

2) Sie hatten Vorurtheile und deshalb hofften ſie. Die Welt iſt einförmig und hoffnungslos genug, ſo daß man ſie nicht durch Gleichmacherei noch einförmiger und langweiliger zu machen braucht. Ständiſche Gliederung empfiehlt ſich

vor Allem. Kaſtenweſen, Kleinſtädterei, ſie ſind mächtige Hebel zur Nährung der Vorurtheile. Durch die Sonderung wird Unkenntniß hervorgerufen und ſo erſcheinen uns die fremden Verhältniſſe neu, intereſſant, poetiſch. Das Gift, welches alle Poeſie ertödtet, ſind, wie wir ſchon geſehen haben, die Eiſenbahnen und Telegraphen, welche die ſogenannte Verbrüderung der Völker herbeiführen. Früher konnte doch Einer, der eine Reiſe that, etwas erzählen; jetzt reiſ't man in wenigen Tagen durch ganz Europa. Und wenn erſt die vielbeſprochene Eiſenbahn nach Oſtindien fertig ſein wird, ſo werden die einſt ſo gefahrvollen und darum intereſſanten Reiſen um's Cap der guten Hoffnung in kurze Vergnügungsfahrten etwa zur Zeit der Weihnachtsfeiertage umgewandelt werden. So erkennen wir denn, daß der Liberalismus, der geſchworene Feind der ſtändiſchen Gliederung, durchaus nicht geeignet iſt, einen beſſeren Zuſtand herbeizuführen. Die Frommen ſind Reactionäre in der Politik; die freiſinnigen Zweckmäßigkeitstheoretiker gehören der Partei des gemäßigten Liberalismus an; die Gattungstheoretiker endlich ſind Demokraten; der Materialiſt iſt indifferent. Liberalismus und Atheismus gehen Hand in Hand. Dies iſt eine Wahrheit, gegen welche ſich unſere Liberalen vergebens ſträuben Sie ſind verbunden zur Unterdrückung der Vorurtheile, zur Ertödtung des letzten Reſtes von Poeſie, der Liberalismus auf dem Felde der Politik, der Atheismus auf dem Gebiete der Religion. Ich will damit nicht ſagen, daß unſere jetzigen Zuſtände beibehalten werden ſollen, ſondern vielmehr, daß die Welt zu patriarchaliſchen Zuſtänden zurückkehre, und daß ſie, was ſelbſtverſtändlich iſt, das Nomadenleben wieder anfange, das goldene Zeitalter wieder herſtelle, wenn ſie glück-

lich ſein will. Das müßte ſie thun; ob ſie es thun könne, iſt eine andere Frage. Der Rath des Mephiſtopheles:

„Begieb Dich gleich hinaus auf's Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte Dich und Deinen Sinn
In einem ganz beſchränkten Kreiſe,
Ernähre Dich mit ungemiſchter Speiſe,
Leb' mit dem Vieh als Vieh und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den Du ernteſt, ſelbſt zu düngen —,"

dieſer Rath paßt nur für den, der ihn nicht braucht. Wer ſchon auf dem Felde iſt, den braucht man nicht auf's Feld zu ſchicken, und wer nicht genöthigt iſt, den Spaten in die Hand zu nehmen, der antwortet wie Fauſt: das enge Leben ſteht mir gar nicht an.

Wenn man den Menſchen ſich ſelbſt überläßt, ſo erkennt er nur die ſinnliche Wahrnehmung als Erkenntnißquelle des Menſchen an. Um ihm daher das Verſtändniß der überſinnlichen Dinge zu ermöglichen, iſt es Aufgabe der Religion, die Ertödtung der Sinnlichkeit, die Kreuzigung des Fleiſches zu bewirken ſammt den Lüſten und Begierden. Das vorzüglichſte Mittel zu dieſem Zwecke iſt das Faſten. Denn da wir geſehen haben, daß der Menſch iſt, was er ißt, da er Nichts wird, wenn er Nichts ißt, ſo iſt er wenig, wenn er wenig ißt. Der Leidende wird ſtumpf gegen den Sinnenreiz, deshalb ſtempelt die Religion das Ertragen der Leiden, auch der ſelbſtgeſchaffenen, zum Verdienſte; ja ſie räth ſogar, ſich zu caſteien, das Auge, das Dich ärgert, auszureißen ꝛc. Nur wer für das Zeitliche ungeſchickt geworden, iſt geſchickt für das Ewige. Anſtrengung, welche unſere ganze Kraft in Anſpruch nimmt, läßt uns keine Zeit zu müßiger Naturbetrachtung. Der Reiche hat zuviel Muße zum Beobachten, zum objektiven Combiniren. Deshalb iſt es leichter,

daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme. Deshalb räth Chriſtus dem Nicodemus: Geh' hin, verkaufe, was Du haſt, gieb es den Armen, und dann komm' und folge mir nach. Nicodemus aber ward traurig, daß Chriſtus Solches forderte; das Geſetz in ſeinem Fleiſche ſtritt gegen das Geſetz in ſeinem Gemüthe, d. h. die Forderungen ſeiner gröberen Selbſtſucht ſtritten gegen ſeine Ideale, ſeine verfeinerte Selbſtſucht. Auch er befand ſich in jenem Conflicte, welcher aus dem Widerſpruche im Weſen des Menſchen reſultirt, und welchen das Leben nicht auszugleichen vermag. Denn das Leben iſt eine Krankheit, der Materialismus eine wohlthätige Kriſis, die Geneſung der Tod, das Nichts die Geſundheit. Wir ſahen, daß bei den ſogenannten höheren Thieren die Beweglichkeit des Stoffes, die Unregelmäßigkeit der Funktionen größer war, wir nannten ſie Bewußtſein, individuelle Freiheit, freien Entſchluß innerhalb unveränderlicher Schranken. Hier haben wir von Neuem den Widerſpruch im Weſen des Menſchen. Das Bewußtſein läßt ſich an der beſchränkten Freiheit nicht genügen. Es iſt mit dem Einzelnen gerade ſo wie mit ganzen Völkern; wenn ſie zum Bewußtſein gelangen, verlangen ſie unbeſchränkte Freiheit. Darum mögen ſich die volksbeglückenden, in ihrem Redensartennebel ſich wohlfühlenwollenden Conſtitutionellen wohl vorſehen; ſie befinden ſich wie alle Neuerer auf einer abſchüſſigen Bahn, auf welcher kein Halten iſt. Jedes Weſen iſt ſich nur dann ſelſt genug, wenn es ſeine Lage nicht beurtheilen kann. Kinder ſind ſich ſelbſt genug, darum war das Kindesalter der Menſchheit das goldene Zeitalter. Das erſt in der Bildung begriffene Gehirn erlaubt dem Kinde nicht, ſeinen Zuſtand zu kritiſiren, ſich ſeinen Standpunkt klar zu machen. Das Kind

nimmt heiteren Sinnes die Freuden hin, ohne ſich den Genuß durch die Erinnerung an vergangene Leiden zu vergällen, welche letztere es ſchnell vergißt. Das Kind (die Knoſpe), nicht der erwachſene Mann (die Blüthe), iſt das harmoniſche Ganze. Dies klingt paradox, iſt aber vollkommen richtig. Doch halt! Ich habe eine Claſſe von Menſchen außer Betracht gelaſſen, welche ſich durch die höchſte Harmonie, das vollkommenſte Ebenmaß auszeichnet, die fetten Leute. Ihr Organismus iſt durch eine ungemeine Fettbildung, den höchſten Grad animaliſchen Lebens, in Anſpruch genommen. Deshalb führen ſie ein den Thieren ähnliches Leben, ſie vegetiren nur noch. Ein beneidenswerthes Daſein. Was Wunder, daß der Herr ſeine getreueſten Knechte mit dieſem auserleſenen Glücke geſegnet hat.

VII.

Gegen die Gattungstheorie.

Schon in der vorchriſtlichen Zeit ſpielte die Gattungstheorie bei den Philoſophen des Alterthums eine große Rolle. Das Chriſtenthum mit ſeiner rein ſubjectiven Anſchauungsweiſe machte, da es ſich über die ganze Welt ausbreitete jeder objectiven Unterſuchung und ſomit auch der Gattungstheorie ein Ende. Die Wiſſenſchaft friſtete in den Klöſtern ein kümmerliches Daſein, man wollte ſie mit Gewalt ſubjectiviren. Aber mit ihrem erſten Heraustreten aus den engen Kloſtermauern, mit der Wiederbelebung des Studiums der griechiſchen Klaſſiker durch die vertriebenen Byzantiner gewann die objective Weltanſchauung wieder an Boden. Bald wurde ſie mächtig genug, die Reformation zu veranlaſſen, und jetzt iſt ſie eben dabei, als Materialismus eine abermalige Umwälzung in der allgemeinen Weltanſchauung hervorzurufen. Die Gattungstheorie iſt ein Nothſchrei der Verzweiflung darüber, daß der Menſch ſich ſeiner individuellen Beſchränktheit und Nichtigkeit bewußt geworden, ein letzter Verſuch, zur Einheit und Vollendung unſeres Weſens und Daſeins zu gelangen. Deshalb unterſcheidet die Gattungstheorie zunächſt zwiſchen dem menſchlichen Individuum und der menſchlichen Gattung. Dann verſucht ſie nachzuweiſen, daß die Schranken des Individuums nicht Schranken der

Gattung seien. Ferner drückt sie einerseits den Werth des Thieres so viel als möglich herab, und legt andererseits dem Menschen Werth bei. Weiter sucht sie die Begriffe des Guten und Schönen aus der Natur herzuleiten. Schließlich schmäht sie die nackten Materialisten nicht minder als ihre Verwandten, die Philosophen und Theologen. Ich könnte mich nun freilich einfach mit der Erklärung Feuerbachs begnügen, dieses Hauptmanns der Gattungstheoretiker; diese überhebt mich eigentlich der Mühe der Widerlegung der Gattungstheorie. Diese Erklärung lautet: „Der Ausdruck Menschheit, Gattung führt allerdings manche unangenehme Vorstellungen mit sich, aber sie verdienen keine Berücksichtigung, da sie nur auf einer sehr oberflächlichen Ansicht von dem so geheimnißvollen, unbegriffenen Wesen der Gattung beruhen." Hätte Feuerbach sich auch nur ein Wenig mit Statistik der Physiologie beschäftigt, so würde ihm der mittlere Mensch, welcher durch Zahlen festgestellt ist, durchaus nicht so geheimnißvoll, so unbegriffen erscheinen. Man sieht, daß Feuerbach seine Unkenntniß dadurch zu verdecken sucht, daß er diejenigen, welche in der Statistik der Physiologie bewanderter sind, oberflächliche Menschen nennt. Mit Recht nennt man die Gattungstheorie einen Stoffglauben. So hat denn Herr Böhner, dessen Schrift „Naturforschung und Kulturleben" sehr wohlthätig auf mein Zwergfell gewirkt hat, auch einmal Recht, wenn er gegen die Stoffgläubigen zu Felde zieht, wenn er sich wundert über die Dreistigkeit der Gattungstheoretiker, mit welcher *sie* die Gottesidee ein Phantom nennen. Hier heißt es: Friß Vogel oder stirb, d. h. glaube oder verzweifle. Moleschott sagt: „Die Halbheit der Vermittlung führt den Unaufrichtigen zur Lüge, den Aufrichtigen zur vollendeten Unklarheit." Er hat sich mit

dieſen Worten ſelbſt das Urtheil geſprochen. Im weiteren Verlaufe dieſes Capitels werde ich mich meiſtens darauf beſchränken, den ganzen Unſinn der Gattungstheorie dem Leſer vorzuführen. Die Widerlegung iſt ſehr einfach und eigentlich ſchon in den voranſtehenden Capiteln gegeben. Moleſchott ſagt: „Im Unnatürlichen liegt die Sünde, nicht in dem Willen, Böſes zu thun.“ Abgeſehen davon, daß es in der Natur nicht Unnatürliches giebt, daß ſogar die Sünde, wenn deren Exiſtenz nun einmal mit Gewalt proclamirt wird, natürlich genannt werden muß; abgeſehen davon, ſage ich, kann Moleſchott mit ſeinem Satze Nichts Anderes meinen als: „Sünde iſt jede menſchliche Thätigkeit, welche der menſchlichen Geſundheit ſchadet.“ Kann man aber nicht eben ſo gut ſagen: „Sünde iſt jede Thätigkeit des Hnndes, welche der Geſundheit des Hundes ſchadet?“ Wenn der Hund eine Geſundheit hat, welche er ſchädigen kann, ſo muß er auch ſündigen können. Frei iſt nach Moleſchotts Anſicht Derjenige, welcher ſich der Naturnothwendigkeit ſeines Daſeins, ſeiner Verhältniſſe, ſeiner Bedürfniſſe, Anſprüche, Forderungen, der Schranken und Tragweite ſeines Wirkungskreiſes mit Freude bewußt iſt. Feuerbach ſagt: „Gott iſt das reine, das unbeſchränkte, das freie Gefühl.“ Welcher Unſinn! Welches Gefühl iſt rein, welches unrein? Alle ſind ſie ſtoffliche Bewegungen. Wie läßt ſich ein Unterſchied in ihrem Werthe feſtſtellen? Freilich wird Feuerbachs Syſtem ein ununterbrochenes Leck, wenn man ihm nicht erlaubt, die Worte: Frei, unbeſchränkt, gut, ſchön, rein, edel u. ſ. w. auf jeder Seite zu brauchen. Er ſagt an einer anderen Stelle: „Wohl kann und ſoll (O Zweckmäßigkeitstheorie) ſelbſt das menſchliche Individuum — hierin beſteht ſein Unterſchied von dem thieriſchen — ſich als beſchränkt fühlen und erkennen; aber

es kann ſich ſeiner Schranken, ſeiner Endlichkeit nur bewußt werden, weil ihm die Vollkommenheit, die Unendlichkeit der Gattung Gegenſtand iſt, ſei es nun als Gegenſtand des Gefühls oder des denkenden Bewußtſeins.“ Woher nimmt Feuerbach die Vollkommenheit, die Unendlichkeit der Gattung, welche ſich doch der Abrede gemäß auf Materialien gründen ſoll. Zu ſolchen Widerſprüchen kommen die Idealiſten in der praktiſchen Philoſophie. Er ſagt: „Das von den Schranken des Individuums freie unbeſchränkte Weſen iſt nichts Anderes als die Gattung, welche ſich in unbeſchränkt vielen und verſchiedenartigen Individuen offenbart.“ Mit demſelben Rechte, mit welchem hier Feuerbach die Unendlichkeit der menſchlichen Gattung decretirt, könnte man die Unendlichkeit der Hundegattung beweiſen, von welcher man doch eben ſo gut wie von der menſchlichen Gattung ſagen kann, daß ſie ſich in unbeſchränkt vielen und verſchiedenartigen Individuen verwirklicht. Er fährt fort: „Macht es gleichwohl ſeine Schranken zu Schranken der Gattung, ſo beruht dies auf der Täuſchung, daß es ſich mit der Gattung unmittelbar identificirt.“ Der mittlere Menſch iſt, wie wir oben geſehen haben, ein Mittelwerth, d. h., ein niedrigerer Werth als der höchſte Werth, d. h.: Die Schranken des mittleren Menſchen ſind, wenn möglich, noch enger als die Schranken eines Talents und eben der mittlere Menſch repräſentirt die Gattung. Wahr iſt es allerdings, daß der Menſch über ſein wahres Weſen nicht hinaus kann, daß, mag er auch vermittelſt der Phantaſie Individuen anderer angeblich höherer Art ſich vorſtellen, er doch von ſeiner Gattung, ſeinem Weſen nimmermehr abſtrahiren kann. Auch iſt es richtig, daß die Weſensbeſtimmungen, die letzten Prädicate, welche er dieſen anderen Individuen giebt, immer aus ſeinem

eigenen Weſen geſchöpfte Beſtimmungen ſind. Jedoch in dem weſentlichſten Punkte iſt ihr Weſen von dem unſrigen, von dem des mittleren Menſchen, verſchieden: Wir unterliegen dem Prinzip der Selbſtſucht; jene idealen Weſen hingegen denken wir uns der höchſten Selbſtverleugnung fähig. Feuerbach ſagt: „Mein Wiſſen, mein Wille iſt beſchränkt; aber meine Schranke iſt nicht die Schranke des Anderen, geſchweige der Menſchheit; was mir ſchwer iſt, iſt dem Anderen leicht; was einer Zeit unmöglich, unbegreiflich, iſt der kommenden begreiflich und möglich. Mein Leben iſt an eine beſtimmte Zeit gebunden, das Leben der Menſchheit nicht. Die Geſchichte der Menſchheit beſteht in Nichts Anderem als in einer fortlaufenden Ueberwindung von Schranken, die zu einer beſtimmten Zeit für Schranken der Menſchheit und darum für abſolute unüberſteigliche Schranken galten. Die Zukunft enthüllt aber immer, daß die angeblichen Schranken der Gattung nur Schranken der Individuen waren.“ Dazu iſt zu bemerken: Das menſchliche Wiſſen iſt beſchränkt durch die Mangelhaftigkeit der menſchlichen Wahrnehmungsorgane. Hat nicht die Monade noch Organe, welche doch gewiß eine den Organen größerer Thiere ähnliche Structur haben und deshalb ebenfalls aus vielen und verſchiedenen Theilen beſtehen müſſen; und doch können wir das ganze Thier ſelbſt mit den ſtärkſten Mikroſkopen kaum entdecken. Wer hat jemals durch ein leidlich gutes aſtronomiſches Fernrohr geblickt, ohne ſich der Beſchränktheit unſerer Wahrnehmungsorgane bewußt zu werden, und unſere Meßinſtrumente, wie mangelhaft ſind ſie? Iſt es jemals einem Mechaniker gelungen, mit der doch gewiß ſinnreich conſtruirten Reichenbachſchen Theilmaſchine ein vollkommen brauchbares Meßinſtrument herzuſtellen? Müſſen wir nicht vielmehr die ſorgfältigſten, mit dem beſten

Meßinſtrument gemachten Beobachtungen noch durch die Ausgleichungsrechnung zu berichtigen ſuchen und ſind nicht dieſe durch die Methode der kleinſten Quadrate gefundenen Beobachtungen noch unendlich weit entfernt, richtig zu ſein? Wer wird uns jemals Logarithmentafeln für unendlich viele Decimalſtellen berechnen? Ja, iſt nicht die ganze Mathematik und vorzugsweiſe die Infiniteſimalrechnung ein fortlaufender Beweis dafür, daß es unüberſteigliche Schranken giebt? Wir können nur das wiſſen, was ſich einigermaßen in Begriffe faſſen läßt, und weil das Unendliche entweder viel zu groß iſt, als daß wir es umfaſſen, oder viel zu klein iſt, als daß wir es erfaſſen könnten, weil wir es nicht faſſen können, darum iſt das Unendliche die Schranke unſeres Wiſſens. Könnte ein Menſch Alles wiſſen, wären ihm die Exiſtenz und die Eigenſchaften aller Dinge bekannt, ſo würde er Alles begriffen haben, er würde absolute Begriffe haben. Die Summe und die Eigenſchaften aller Dinge würden ihm vorſchweben, ohne, daß er jemals im Stande wäre, Mittel zu finden, um ſeine Klarheit Anderen zu veranſchaulichen. Wollte er dies thun, ſo müßte er ſie plötzlich die ganze Wahrheit ſehen loſſen. Die reichſte Sprache in unendlichſter Potenz würde nicht das leiſten, was ein ſolcher Blick thun könnte. Man kann die Wahrheit mit Worten immer nur in kleinen Brocken von ſich geben, in dieſem Falle aber nicht in abſoluten, ſondern in individuellen Begriffen, d. h. eigentlich ſo gut wie ohne Begriffe.

Es iſt wahr, daß wir das Fernrohr, das Mikroſkop früher nicht kannten, daß ihre Erfindung in der Geſchichte der Menſchheit Epoche machte, weil ſie die Werkzeuge zur ſinnlichen Wahrnehmung bedeutend verſchärft hat, und in ſofern eine Schranke der Menſchheit beſeitigt hat; aber wohlgemerkt:

eine ſcheinbare Schranke, keine wirkliche Schranke. Die Erfindungen des Fernrohres und Mikroſkops haben uns nur mit einem uns damals noch unbekannten Theile unſeres Käfigs bekannt gemacht; ſie haben es dahin gebracht, daß wir jetzt das eigentliche Gitter, welches den Schwung der Flügel unſeres Geiſtes hemmt, ziemlich deutlich zu erkennen vermögen. Weiter oben iſt bereits bewieſen worden, daß weder das menſchliche Individuum noch der mittlere Menſch Freiheit beſitzen. Feuerbach ſagte, das Leben der Menſchheit ſei nicht an eine beſtimmte Zeit gebunden. Wäre dies wahr, dann müßte das Menſchengeſchlecht mindeſtens ſo alt ſein wie die Erde ſelbſt, d. h., Hunderte von Millionen Jahren alt und es müßte Bürgſchaften für eine immerwährende Exiſtenz haben. Dem iſt aber nicht ſo. Wir wiſſen vielmehr, daß das organiſche, beziehungsweiſe animaliſche Leben einen Anfang genommen hat, weil die tieferen, älteren Schichten noch keine Spuren von verſteinerten Organismen zeigen und weil dieſe ſich in den oberen, jüngeren Formationen allerdings vorfinden. Die unvollkommneren Organismen gehören den älteren, die vollkommneren (Wirbelthiere) den jüngeren Formationen an. Nirgends aber finden wir verſteinerte Menſchen. (Doch fand man in den Höhlen von Chauvaux in Belgien diluviale Ueberreſte von Menſchen, welche ſich dem Affentypus ſehr näherten.) Das beweiſ't, daß der Menſch ein ſpätgebornes Wirbelthier iſt, und daß er demnach einen Anfang genommen hat. Wir wiſſen auch, daß Nothwendigkeit nur ein ſpecieller Fall des Zufalls iſt, daß demnach das, was jetzt nothwendig iſt (die Geſetze, auf welchen unſer Leben beruht), nicht immer nothwendig ſein muß.

Nachdem nun Feuerbach die ungeheure, ungerechtfertigte Hypotheſe gemacht hat, nämlich, daß die Gattung unbeſchränkt

ſei, will er conſequent verfahren. Was er weiter ſagt: „Gott iſt die Anſchauung von der unmittelbaren Einheit der Gattung und Individualität; Gott iſt der Begriff der Gattung als eines Individuums; dieſe und ähnliche Phraſen entziehen ſich gänzlich aller Kritik.

Moleſchott bedient ſich in ſeinem „Kreislauf des Lebens", gelinde geſagt, vieler unrichtiger Ausdrücke. Der wiſſenſchaftliche Theil dieſes Buches iſt ſehr vorurtheilsfrei geſchrieben; aber der Verſuch, die Gattungstheorie zu begründen, fällt ſehr kläglich aus und läßt den Leſer bedauern, daß Moleſchott nicht jedes philoſophiſche Raiſonnement aus ſeinem Buche verbannt hat. Er ſagt, in unſerer Zeit reibe die Natur die Einzelweſen auf, um die Gattung zu heben. Dieſe Ausdrucksweiſe ſteht in vollem Einklange mit dem Bedürfniß der Gattung, von welchem er ſpricht: Die Natur bringt die Individuen einzeln hervor und nicht, um ſie zu einer Gattung zu verbinden. Hat nicht Moleſchott ſelbſt die Zweckmäßigkeitstheorie bekämpft? Daher darf man wohl ſagen, daß das Bedürfniß des Einzelnen in der Natur begründet iſt; die Gattung aber ſteht ihr gegenüber nicht als Ganzes, ſondern als ein aus vielen ſelbſtſtändigen Theilen Zuſammengeſetztes.

Feuerbach ſagt: „Die Heiden verfielen in das andere Extrem, in die Gemeinheit, welche den Unterſchied, zwiſchen Thier und Menſch aufhebt oder gar, wie z. B. Celſus, der Gegner des Chriſtenthums, den Menſchen unter die Thiere degradirt." Moleſchott ſagt: „Der Menſch ſteht über dem Thiere, weil er das Inſtinctgeſetz erkennt." Was heißt „über dem Thiere Stehen?" Warum ſoll das Thier weniger Werth haben, etwa weil ſeine Gehirnfunktion ein richtigerer Inſtinct iſt und in einem richtigeren Verhältniß zu ſeinen übrigen

Eigenſchaften ſteht, unähnlich der Gehirnfunktion des Menſchen, deſſen Sinnenreiz, wie Liebig ganz richtig bemerkt, unverhältnißmäßig entwickelt iſt und der durch einen verkehrten Willen irre geführt wird? Feuerbach wirft den Thieren ihren Mangel an Wiſſenſchaft vor und leitet aus dieſem unbegründeten Vorwurfe den Schluß ab, daß die Thiere kein Bewußtſein im ſtrengen Sinne hätten. Es iſt wohl die Frage, ob in uns Menſchen unſer Bewußtſein ſich durch Wiſſenſchaft äußern würde, wenn wir ſo mangelhafte Ausdrucksorgane hätten wie die Thiere. Wenn aber unſere Ausdrucksorgane brauchbarer ſind als die der Thiere, müſſen deshalb auch unſere Wahrnehmungsorgane und das auf die Sinneswahrnehmung ſich gründende Urtheil brauchbarer ſein? Ohne Wiſſenſchaft bringt es der Menſch auch nicht weiter als das Thier. Feuerbach ſagt ferner: „Sprachfähigkeit iſt ein poetiſches Talent, die Thiere ſprechen nicht, weil es ihnen an Poeſie fehlt.“ Das ſoll nämlich heißen: Sprachfähigkeit iſt ein Product der angeborenen poetiſchen Anlage. Hat Feuerbach bewieſen, daß der Menſch eine angeborene poetiſche Anlage beſitze? Und kann man nicht füglich ſeinen Satz, wahrlich nicht zum Schaden ſeiner Richtigkeit umdrehen und ſagen: Poeſie iſt ein Product der angeborenen Sprachfähigkeit; es fehlt dem Thiere an Poeſie, weil es nicht ſpricht.

Wir glauben an eine Vorſehung, weil wir uns für würdig halten, daß um unſertwillen die Naturgeſetze umgeſtoßen werden. Wer ſich demnach Werth beilegt, bedarf einer Vorſehung oder umgekehrt: Wer an eine Vorſehung glaubt, der legt ſich Werth bei. Man ſollte nun meinen, daß Diejenigen, welche nicht an eine Vorſehung glauben, ſich auch keinen Werth beilegten. Wir ſehen jedoch mit Verwun-

derung, daß Leute, welche ſich Materialiſten nennen, d. h., die Kraft für eine Eigenſchaft des Stoffes erklären und deshalb die Lehre von einer Vorſehung entſchieden verdammen müſſen, dennoch ſich Werth beilegen. Dieſe merkwürdigen Leute ſind ebenfalls unſere Gattungstheoretiker. Feuerbach verſteht unter Gott das menſchliche Ideal eines Menſchen. Daß wir Menſchen Ideale mit uns herumtragen, das, ſahen wir, iſt unſer Unglück. Dieſes unſer Unglück nennt er den Maßſtab unſeres Werthes. Denn er ſagt: „Das Bewußtſein Gottes iſt das Selbſtbewußtſein des Menſchen, die Erkenntniß Gottes die Selbſterkenntniß des Menſchen; an ſeinem Gotte erkennſt Du den Menſchen und aus dem Menſchen ſeinen Gott.“ „Gott zu wiſſen und nicht ſelbſt Gott zu ſein; Seligkeit zu kennen und nicht zu genießen iſt ein Zwieſpalt ein Unglück.“ Tragen wir ſeine obige Erklärung, daß Gott das menſchliche Ideal eines Menſchen ſei, in ſeinen Satz, ſo lautet dieſer: Ideale zu haben und ſie nicht verwirklichen können iſt ein Zwieſpalt, ein Unglück. Das heißt: Feuerbach ſieht ſich gezwungen, die Troſtloſigkeit unſerer Lage anzuerkennen. Wie ſtimmt dieſe tiefe Demüthigung zu dem ſtolzen Werthbewußtſein des Gattungstheoretikers? Der Chriſt glaubt an eine wunderbare unmittelbare Vorſehung für das Individuum, der Gattungstheoretiker an eine natürliche, mittelbare Vorſehung für die Gattung und ſomit auch für den Einzelnen.

Moleſchott ſagt: „Gut iſt, was auf einer gegebenen Stufe der Entwickelung den Bedürfniſſen der Menſchheit, den Forderungen der Gattung entſpricht. Es wohnt der menſchlichen Gattung als Naturnothwendigkeit ein, daß ſie als böſe verwirft, was den Forderungen der Gattung zuwiderläuft.“ Nach ſeinem eigenen Urtheile iſt Moleſchott hier entweder

unaufrichtig oder unklar. Ich will annehmen, daß Moleſchott ſeine philoſophiſchen Expectorationen ſich nicht gehörig überlegt hat; in dieſem Falle aber kann er ſie getroſt zurücknehmen. Ein derartiger Widerruf thut der Sache des Materialismus keinen Schaden. Das iſt es gerade, was uns Materialiſten von den Wortkramern unterſcheidet, daß wir übereilte Behauptungen zurücknehmen können, ohne deshalb der Sache des Materialismus etwas zu vergeben; denn wir können uns wohl in der Form, aber nimmermehr in der Sache ſelbſt verſehen. Anders Diejenigen, welchen die Form Alles iſt. Der Materialismus iſt eben nur ein Conglomerat von Thatſachen, in welchen der Menſch vergebens ſeine ihm angeborenen Zweckmäßigkeitsvorſtellungen wieder zu finden hofft; er iſt kein Syſtem, er kann und will kein Syſtem ſein. So wie wir bei aller Zufälligkeit des Daſeins dennoch Ordnung in der Welt vorfanden, ſo findet ſich in dem conglomeratartigen Materialismus dennoch Zuſammenhang. Syſteme ſind angeſpannte Ketten, welche zur Erde fallen, wenn man ihnen ein Glied ausreißt. Deſſenungeachtet aber dürfen wir die Form nicht ganz vernachläſſigen. Die Thatſachen reden freilich laut genug, aber unſere Gegner klammern ſich, wie der Ertrinkende an einen Strohhalm, ſo mit Vorliebe an Worte, an fehlerhafte Ausdrücke. Sowie jede Sprache das Volk charakteriſirt, welchem ſie angehört, ſo charakteriſiren die jetzt lebenden Sprachen die jetzt lebende Menſchheit. Die Menſchheit ſteckt voll von Vorurtheilen, die Sprache voll von fehlerhaften Ausdrücken. Wenn ſich der Materialiſt noch der Worte: Schöpfung, leitende Grundidee, bewundernswürdig, vollkommen u. ſ. w. bedient, ſo thut er dies aus Gewohnheit; er kann ſie recht wohl entbehren. Wer ſich einen Materialiſten nennt, geſtehe nur ſeinen Bankerut ein,

nicht ſeinen wiſſenſchaftlichen, ſondern ſeinen philoſophiſchen Bankerut.

Zum Belege des oben Geſagten führe ich einige Stylübungen von Moleſchott an: „Denn das iſt die erhabene Schöpfung, von der wir täglich Zeugen ſind, die Nichts veralten, Nichts vermodern läßt, daß Luft und Pflanzen, Thiere und Menſchen ſich überall die Hände reichen, ſich immerwährend reinigen, verjüngen, veredeln, daß jedes Einzelweſen nur der Gattung zum Opfer fällt, daß der Tod ſelbſt nichts iſt als die Unſterblichkeit des Kreislaufs. Es iſt Tod in dem Leben und Leben im Tode. Dieſer Tod iſt kein ſchwarzer, ſchreckender; denn in der Luft und im Moder ſchweben und ruhen die ewig ſchwellenden Keime der Blüthe.“ Wer an dieſer wiſſenſchaftlichen Poeſie Geſchmack findet, der leſe den zwanzigſten Brief in Moleſchott's Kreislauf, welcher überſchrieben iſt: „Für's Leben.“ Unbegreiflich iſt jedoch, woher die Gattungstheoretiker die ſittliche Entrüſtung über die praktiſche Conſequenz der nackten Materialiſten nehmen. Wenn Moleſchott ſagt: „Ich habe kein Hehl es auszuſprechen. Die Angel, um welche die heutige Weltweisheit ſich dreht, iſt die Lehre vom Stoffwechſel“, ſo hätte er vielmehr ſagen ſollen: Die Lehre vom Stoffwechſel iſt die Angel, um welches ſich unſer heutiges Wiſſen dreht. Die letzte Conſequenz dieſer Lehre iſt nicht die Weltweisheit, ſondern, wie wir ſchon oben ſehen, deren Negation, die Negation der Individualität, der Selbſtmord. Dann ſagt Moleſchott: „Wer vor der letzten Conſequenz erſchrickt, ſoll nicht forſchen, er ſoll glauben.“ Welche thörichte Zumuthung! Als ob der, welcher vor der letzten Folgerung erſchrickt, ſie nicht ſchon gezogen hätte, als ob der nicht ſchon zu den Wiſſenden gehörte. Wie kann der glauben? Der Glaube gedeiht

nur in der Unwissenheit. „Und", sagt Moleschott weiter, „fühlt sich Jemand vom Glauben nicht befriedigt, so forsche er getrost, er wird den Muth des Wissens finden." Nun, wir haben gesehen, wohin jener Wissensmuth uns geführt hat.

Durch seine Gattungstheorie hat sich Moleschott in die gegenseitige Bewunderungsanstalt eingekauft. Er documentirt seinen Eintritt durch folgende Worte: „Will man die herculische That, an welcher in unserer Zeit ein großer Theil der Menschen, ja unbewußt vielleicht die ganze Menschheit arbeitet, an Einen Namen knüpfen, dann hat Ludwig Feuerbach diese That vollbracht. Menschenkunde, Anthropologie hat Feuerbach zum Banner gemacht. Die Fahne wird siegreich durch die Erforschung des Stoffs und stofflicher Bewegung."

In anerkennender Weise erwähnt Feuerbach einen Satz des Kirchenvaters Augustin, in welchem es heißt: „Gott ist uns näher, verwandter und daher auch leichter erkennbar als die sinnlichen, körperlichen Dinge." Kann man in zwei Zeilen mehr des Unsinns sagen? Dahin kommt man, wenn man sich auch nur versuchsweise vom Boden der Thatsachen entfernt. Das Wortgeklingel ist überhaupt in Feuerbachs Schrift zu arg. Zu meinem nicht geringen Erstaunen, aber im Einklange mit seiner Gattungstheorie spricht Feuerbach von dem „frevelhaften Wahn", das Wesen der Gattung, das was die Natur des Menschen constituirt, welches das absolute Wesen des Individuums ist, als beschränkt zu bestimmen. Er sagt weiter: „Der beschränkte Verstand und das beschränkte Wesen passen auf das Genaueste zusammen, wie sollten sie mit einander zerfallen können?" Wo hat denn Feuerbach nachgewiesen, daß unsere Gehirnfunktion

nicht über die Grenzen des Möglichen hinauswolle? Nach Feuerbach ist der mittlere Mensch, welcher die Gattung repräsentirt, vom einzelnen Individuum himmelweit verschieden. Die Gehirnfunktion des mittleren Menschen hat nach seiner Meinung mit den unveränderlichen Schranken des Individuums Nichts zu thun. Wo sind die Materialien, auf welche sich dieses Stück Wahrheit gründen soll? Feuerbach brandmarkt in seiner Vorrede die Jämmerlinge, welche das Naturstudium nur jusqu'à la vérité erlauben wollen. Wodurch unterscheidet Er sich denn von ihnen, der von „frevelhaftem Wahn" spricht. Wie kommt Feuerbach zu diesem ungeheuerlichen Worte, Er, der sich die nackte, unverhüllte Wahrheit zum Ziele gesetzt hatte. Hier haben wir ein sehr bezeichnendes Beispiel von den Folgerungen, zu welchen die Systemmacherei führt. Selbst ein Feuerbach kann nicht zu Stande kommen, ohne von „frevelhaftem Wahn", „geistlosem Materialismus", „Bequemlichkeitsliebe", „Trägheit", „Eitelkeit, u. s. w. zu sprechen. Anders wir. In der unheilbaren Trostlosigkeit des Materialismus verlieren wir nicht derart den Kopf, daß wir sagten: Weil der Materialismus uns keine heitere Lebensanschauung gewährt, darum wollen wir der Wahrheit eine Ohrfeige geben; darum ist die Wahrheit, welche auch uns als solche erscheint, dennoch Unsinn. Unser Unglück ist, daß wir mehr wollen als können, daß wir fliegen wollen und doch nicht fliegen können. Wer einsieht, daß er nicht fliegen kann, ist klüger als der, welcher diese Kunst zu verstehen vermeint; aber er ist auch unglücklicher, weil er einsieht, daß er sie nie lernen werde. Feuerbach sagt: „Gebunden an äußere Rücksichten, in den Banden des gemeinsten Empirismus noch befangen, unfähig, die Seelengröße des Gefühls zu begreifen, erschrickst Du vor

dem religiösen Atheismus Deines Herzens und zerstörst in diesem Schrecken die Einheit Deines Gefühls mit sich selbst.“ Was heißt: „gemeinster Empirismus“, „Seelengröße des Gefühls“, „Erschrecken vor dem Atheismus?“ Nun, diese Ausdrücke erinnern an den „frevelhaften Wahn.“ Das Versprechen, welches uns Feuerbach in den obigen Worten indirect gab, die Einheit des Gefühls mit sich selbst herzustellen, hat leider! auch er nicht halten können.

Als wirklicher Materialist gebe ich natürlicherweise Nichts auf Autoritäten. Dessenungeachtet citire ich einige Worte Carl Vogts, des Fachgelehrten, mit welchen er der Gattungstheorie das Urtheil spricht: „Man hat künstliche Mißgeburten erzeugt, indem man dem Ei oder dem werdenden Embryo verschiedene Verletzungen beibrachte, ohne daß die leitende Grundidee dieser gezwungenen Abweichung ihres Planes hätte widerstehen können. Man veränderte also mit der materiellen Zusammensetzung auch die Idee selbst, und hatte diese gewissermaßen in seiner Gewalt. Es ist ersichtlich, daß wir selbst die Forderungen verwerfen müssen, welche aus dem Begriffe hervorgehen, den man unter dem Namen der „Idee der Gattung“ aufgestellt hat. Man hat sich genöthigt gesehen, diesem Prinzipe gemäß unter den Mißbildungen verschiedene Classen aufzustellen, je nachdem dieselben die Idee der Gattung nicht erreichen, überschreiten oder von derselben abweichen. Analysirt man diesen Begriff näher, so kommt man eben darauf, in dieser Idee der Gattung den schöpfenden, selbstbewußten Gedanken wiederzufinden, der, von der Materie losgelöst, dieselbe nach seinen Capricen modelt. Es wurde schon oben des Weiteren auseinandergesetzt, daß wir einen solchen Begriff nicht anerkennen, sondern vielmehr in dem Keime eine bestimmte Materie er-

kennen, die sich eben ihrer Zusammensetzung gemäß in besonderer Weise entwickeln muß. Weicht diese materielle Zusammensetzung primitiv in irgend einem Punkte ab oder wird durch irgend einen Zufall dieselbe später gestört, so erhalten wir eben als Resultat dieser materiellen Störungen die Mißbildung im weitesten Sinne des Worts. Auch hier bekennen wir offen, daß unserer Ansicht nach nur der reinste, unverfälschte Materialismus zu erklecklichen Resultaten in der Wissenschaft führen kann." So spricht Carl Vogt als Materialist. Hören wir in „Köhlerglaube und Wissenschaft" nun auch den Gattungstheoretiker Carl Vogt. Da sagt er: „Wohl ist der Mensch ein geselliges Wesen, das nur in und mit der Gesellschaft existiren kann. Wir erblicken die Bürgschaften einer gesellschaftlichen Ordnung in der Gleichberechtigung aller Menschen, in der gleichmäßigen Freiheit Aller, in der Herstellung eines möglichst großen Glückes für Alle. Unser moralisches und ästhetisches Gefühl, welches wir demjenigen unserer Gegner mindestens ebenbürtig setzen, fühlt sich durch diese Grundlagen ebenso befriedigt, als es von den Grundlagen der moralischen Weltordnung unserer Gegner beleidigt wird." Von der moralischen Weltordnungstheorie der Philosophen und Theologen weiß auch ich nicht viel Lobenswerthes zu sagen, aber ich weiß andererseits durchaus nicht, woher ich die Befriedigung über die neuen Grundlagen nehmen soll. Nach unseren in den obigen Capiteln von Moral und Gefühl gegebenen Erklärungen lautet Vogts Satz wie folgt: Unser sich auf die Statistik der Nothwendigkeit gründendes, d. h. prinzipiell selbstsüchtiges und Ideale verfolgendes Gefühl fühlt sich durch die Grundlagen des noch auszubildenden Gattungsgefühles befriedigt. Die Ausbildung jenes Gattungsgefühles ist Vogt eine Bürgschaft für

eine gesellschaftliche Ordnung, die sich auf die Gleichberechtigung Aller, auf die gleichmäßige Freiheit für Alle, auf die Herstellung eines möglichst großen zeitlichen Glücks Aller gründen soll. Vogt trägt seinen Liberalismus in die Wissenschaft. Ich denke in den obigen Capiteln genügend nachgewiesen zu haben, daß Freiheit eine Unmöglichkeit ist, Gleichheit ein Unglück und Brüderlichkeit ein Ideal. Was soll denn aber jenes noch auszubildende Gattungsgefühl einst leisten? Es soll uns Nachsicht, Aufopferungsfähigkeit, ja selbst, wie Moleschott will (Kreislauf, Seite 460), Feindesliebe einflößen, gleichzeitig aber unsern Gerechtigkeitssinn, d. h. unsere prinzipielle Selbstsucht befriedigen; es soll uns zur Dankbarkeit, Treue, Großmuth, Opferwilligkeit geschickt machen, auch wenn der Selbsterhaltungstrieb gebieterisch die Durchführung des Prinzips der Selbstsucht verlangt; es soll alle die unendlich vielen Conflicte, in welche uns unsere unablässig thätigen Leidenschaften mit den unmöglichen Forderungen unseres idealen Selbstes bringen, in befriedigender Weise lösen. Ist dies nicht ein Krieg auf Leben und Tod? Entweder die Leidenschaften fallen oder das ideale Selbst. Oder der Krieg dauert so lange fort, bis das Alter die Leidenschaften verschwinden macht, welche nur ein Attribut der ungeschwächten Kraft sind, die anderen (Geiz, Spielsucht, Trunksucht u. s. w.) aber desto mehr und zäher festhält. Man wende uns nicht ein, daß es alte Leute gebe, welche durchaus ehrwürdig seien. So sagt z. B. Feuerbach: „Die Zeit (das will sagen: das Alter) ist das Mittel, Gegensätze, Widersprüche in einem und demselben Individuum zu vereinigen. Wirklich alte Leute haben keine Leidenschaften mehr und wer keine Leidenschaften hat, ist stumpfsinnig, verdient nicht mehr den Namen eines Menschen. Der Mensch

iſt die Summe ſeiner Leidenſchaften. Dieſe ſind das Beſte oder auch das Schlimmſte, was wir haben und ſie könnten unſer Glück ausmachen, wenn der Menſch in ähnlicher Art ein Ganzes wäre wie das Thier, d. h. wenn ein richtiger Inſtinkt ihm die unmöglichen Hoffnungen und ſomit die Enttäuſchungen, den Katzenjammer nach jedem Genuß erſparte, wenn eine beſchränktere und darum uns angemeſſenere Gehirnfunktion uns nicht erlaubte, unſern Zuſtand zu kritiſiren, wenn wir nur den Geſchmack, kein Urtheil hätten.

VIII.

Das Spiel.

Derjenige, welcher viel Ortssinn besitzt, versteht zu abstrahiren, d. h. das Allgemeine aus dem Besonderen herauszufinden, richtige, gründliche Vergleiche anzustellen; er gelangt zur Klugheit, während Derjenige, welchem es an Ortssinn gebricht, nur lebensklug werden kann. Diesem wird es schwer, das Allgemeine herauszulesen; er liebt das müheloſe Reflectiren, haftet deshalb mit Vorliebe am ersten Eindrucke; er denkt nur an das Zunächstliegende; er versteht es, die Vergangenheit zu vergessen, und sich um die Zukunft keine Sorge zu machen; er glaubt noch an Glück, und so lange einem Solchen die Gegenwart erträglich ist, ist er auch glücklich. Außerdem resultirt die Hoffnung aus dem Selbsterhaltungstriebe, und dieser Selbsterhaltungstrieb ist eine unendlich große Kraft, welche sich ebenso stark äußert, als man ihr entgegenwirkt, d. h. sie setzt den lebenzerstörenden Kräften immer einen gleich großen Widerstand entgegen. Je größer der Angriff, desto größer die Vertheidigung; je größer das Unglück, desto größer die Hoffnung, desto größer der Glaube. Deshalb ist Gott da am nächsten, wo die Noth am größten.

Lebensglück kann nur in einer entsprechenden Thätigkeit der Organe gedacht werden. Lebensglück ist Gedeihen. Darum ist das mehr oder minder gesunde Aus ehen meistens ein Maßstab des Glückes. Je stärker die Funktion der Organe,

deſto größer das Glück. Nur das Gehirn macht eine Ausnahme. Je tiefer ein Organismus ſteht, d. h. je einfacher ſeine Funktionen ſind, je geringer die Individualität, der freie Spielraum innerhalb unveränderlicher Schranken, deſto größer das Glück. Zweifelsohne ſind die Thiere ohne Nerven glücklicher als die Thiere mit Nerven. Die Enden der organiſchen Stufenleiter ſind die anorganiſche Natur und der Menſch, d. h. das vollendete Glück und das vollendete Unglück. Wir ſahen, der Menſch ſei die Summe ſeiner Leidenſchaften; die Summe ſeiner Leidenſchaften wird jedoch durch die Kritik zur Summe ſeines Unglücks. Deshalb können wir auch ſagen: Der Menſch iſt die Summe ſeines Unglücks. Wir fallen in die Scylla unſerer Leidenſchaften, welche wir kritiſiren müſſen, wenn wir die Charybdis der Langweile vermeiden wollen. Die Spiele der Jugend ſtehen in ſchneidendem Gegenſatz zu dem Ernſte des Lebens. Spiele bedeuten Ernſt, ſind nicht Ernſt. Sind doch alle Dinge in der Welt nur ſo viel werth, als ſie für uns bedeuten. Deshalb gelten dem echten Spieler die Spiele für Ernſt. Sie haben aber vor dem wirklichen Ernſt das voraus, daß in ihnen nur das Intereſſante, nicht das Langweilige des Ernſtes vertreten iſt. Auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, drängen ſich in wenigen Stunden die Ereigniſſe eines ganzen Lebens. In einem guten Drama wird nie übertrieben. Damit dem Genuſſe nicht die Spitze abgebrochen werde, fällt der Vorhang im geeigneten Momente, die Muſik fällt ein und macht das Publikum für den folgenden Akt empfänglich. Die zwiſchen den Ereigniſſen liegende Langweile würde alle poetiſche Wärme erkälten. Die Zeit, welche alles Neue veralten macht, gehört dem Spiele nicht an, ſie findet ſich nur im wirklichen Leben. Auf dem Schachbrette wird ein inter-

eſſanter Krieg geführt, in welchem unblutige Schlachten geſchlagen werden und in welchem die Truppen von Hunger, Durſt, Krankheiten und forcirten Märſchen Nichts zu leiden haben. Spielen müſſen wir, ſo lange wir leben; wenn wir aufgehört haben zu ſpielen, ſo haben wir aufgehört zu leben. In Ermangelung von etwas Angenehmerem ſpielen wir ſogar mit unſerem Unglück, unſerer Verzweiflung. Wir ſagten, die Religion entſpringe aus dem Bedürfniß zu träumen; wir hätten aber ebenſowohl ſagen können, ſie entſpringe aus dem Bedürfniß zu ſpielen. Träumen, ſich mit Idealen tragen, hoffen, glauben heißt: Mit der Wirklichkeit ſpielen. Der Himmel iſt ein Luftſchloß. Aber zum Spielen gehört ein Spieler. Wer den Eifer eines echten Spielers, Lebensluſt, nicht mehr beſitzt, wer ſeine Spiele nicht für Ernſt nimmt, der kann nicht mehr ſpielen, der iſt blaſirt, der iſt alt. Zum Spielen gehört das Attribut der ſeeligen Götter, die Jugend. Wer die Cardinalfrage, ob Sein, verneint, der verneint das Intereſſe. Denjenigen, welcher ſie verneint, den nennen wir blaſirt, alt; den, welcher ſie bejaht, lebensluſtig, jung. Die vorzugsweiſe ſinnliche Jugend bejaht das Intereſſe vorzugsweiſe, ſie iſt deshalb vorzugsweiſe lebensluſtig.

Zu Dem, wozu wir Luſt haben, nennen wir uns um ſo mehr berufen, als gemeiniglich die Luſt zu einer Thätigkeit mit der Fähigkeit zu derſelben Hand in Hand zu gehen pflegt; denn lebenskluge Leute verſuchen nur da zu glänzen, wo ihnen die angeborene Befähigung den Erfolg verbürgt. Unſere Befähigung, unſere Luſt und die äußeren Verhältniſſe weiſen uns dann unſern Platz in der gegenſeitigen Bewunderungsanſtalt an. Wir leben und wir wollen gut leben, d. h. wir wollen unſere Sinne angenehm beſchäftigen, d. h. wir wollen ſpielen. So viel Sinne, ſo viel Spiele. Wir

werden das Spiel am liebsten spielen, welches uns am meisten beschäftigt, unterhält. Schlechte Beobachter, Menschen von leichtem Sinn denken nur an das Zunächstliegende; beobachtende, ernste Charaktere dagegen blicken auch in die Zukunft, verfolgen deshalb entferntere Zwecke, arbeiten. Die ernsten Charaktere bilden die Majorität. Deshalb ist das beliebteste Spiel die Arbeit.

Spielen heißt: Nach Maßgabe der eigenen Wünsche eine Wirklichkeit construiren, sich ein Ziel setzen, wo keines ist, und dieses Ziel mit Eifer verfolgen, gleich als ob es ein reelles wäre. Weil den meisten Menschen ihr Standpunkt noch gar nicht klar ist, deshalb sind sie noch halbe Kinder, deshalb können sie noch ernsthaft spielen, deshalb betreiben sie noch die Arbeit nach Prinzipien, deshalb geben sie vor nach Grundsätzen zu leben, deshalb dichten sie den Thatsachen eine unerbittliche Logik an. So schafft das Prinzip der Selbstsucht die Ideale im Angesicht der Trostlosigkeit unserer Lage und stellt die Zweckmäßigkeitstheorie und deren schwächere Form, die Gattungstheorie auf; ja, selbst das vornehmste menschliche Institut, die gegenseitige Bewunderungsanstalt verdankt nur dem durch die Trostlosigkeit unserer Lage geschaffenen, prinzipiell selbstsüchtigen Bedürfniß des Menschen ihr Dasein. Weil ich weiß, daß der Religiöse, der Zweckmäßigkeitsmann, der Gattungstheoretiker, das Mitglied der gegenseitigen Bewunderungsanstalt, nur dem Bedürfniß, dem Verlangen gehorchen, die Einheit und Vollendung ihres Wesens herzustellen, darum bin ich tolerant. Doch meine Toleranz hat noch einen anderen Grund. Man wird tolerant nach allen Seiten hin, wenn man von keiner Seite mehr etwas hofft. Das ist der Indifferentismus des Todtmüden, der sich kaum nach den ihn umgebenden Schreiern

umſieht. Wenn dann der Todtmüde etwa dem ſchreienden Geſindel begreiflich machen will, wie ſehr und warum er müde ſei, ſo hören ſie ihn kaum, lachen ihn wohl gar aus. Aber Geduld! Die Raſerei nimmt ein Ende. Die Ermattung iſt nur eine Frage der Zeit; je früher ſie eintritt, deſto beſſer. Jeder aufmerkſame Beobachter wird das Bedürfniß zu träumen anerkennen müſſen; und wer das Bedürfniß zu träumen anerkennt, der könnte nur bei klarem Bewußtſein träumen, d. h. er kann eben nicht träumen. Der Glaube jedoch iſt ein Kunſtwerk, man kann es zerſtören, aber nie erſetzen. Es giebt zwei Arten von Toleranz, eine Toleranz, welche in der fremden Anſicht die eigene Anſicht achtet und eine andere, welche mit der eigenen alle fremden Anſichten verachtet. Die erſte Art von Toleranz beſitzt der ſelbſtzufriedene Gattungstheoretiker, die letztere gehört dem Materialiſten an.

Unſere obige Behauptung, daß die Arbeit das beliebteſte Spiel ſei, wird indirect durch das Sprüchwort beſtätigt: „Müßiggang iſt aller Laſter Anfang.“ Nur Dem iſt Arbeit eine Laſt, der ohne Hoffnung arbeitet. Um jedoch das Feuer der Spielenden nicht erlöſchen zu laſſen, nennt man „Gewinnen“ ſich „Verdienſte erwerben“ und gewährt dem Gewinnenden ein Avancement auf der wohlabgetheilten geſellſchaftlichen Stufenleiter. Den Matadoren des Spieles ſetzt man ſogar Monumente. Noch nach Jahrtauſenden erzählt man ſich, ein wie guter Spieler Der oder Jener geweſen, d. h. der Gewinnende lebt im Tempel des Nachruhms. So freut ſich denn auch der Handlanger bei dem vermeintlichen Bau der Ewigkeiten ſeiner Stelle, bietet dem Verächter Trutz. Sein Wahlſpruch iſt:

„Immer ſtrebe zum Ganzen! und, kannſt Du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes Dich an!“

Die Mitglieder der gegenseitigen Bewunderungsanstalt bedienen sich auch eines kleinen Kunstgriffes. Sie legen dem Widerstand gegen ihre Thätigkeit eine große Kraft bei, um die Ueberwindung dieses Widerstandes desto mehr bewundern zu können. So spricht der Schneider von den unschönen Körperformen der meisten Menschen, um die Bekleidungskunst der Plastik an die Seite zu stellen; so lobt der Feldherr die Tapferkeit des Feindes, um sein eigenes Talent desto mehr herauszustreichen u. s. w. Glücklichen Spielern, d. h. Leuten, welche einen hervorragenden Platz in der gegenseitigen Bewunderungsanstalt einnahmen, widmet man bei ihrem Austritt einen Nachruf. Kürzlich fiel mir ein wohlstylisirter Nachruf des edlen Phylax an meinen verlorenen Hund, den unvergeßlichen Schufterle in die Hände, den ich an dieser Stelle zur gefälligen Abschriftnahme den ehrenwerthen Mitgliedern der gegenseitigen Bewunderungsanstalt empfehle; er lautete: „Verschollen ist der edle Schufterle, mit ihm einer der berühmtesten und genialsten Hunde seiner Zeit. Ich sehe ganz von den Eigenschaften ab, welche alle Hundecharaktere zieren, als da sind: Wachsamkeit, feine Nase, Skavensinn, Bissigkeit u. s. w., diese besaß unser heimgegangener Schufterle in hohem Grade; aber erwähnen muß ich, daß seine Kenntnisse das Staunen aller Derer erregten, welche ihm nahestanden. Von der Natur mit herrlichen Anlagen ausgerüstet, bildete er sich unter den Augen seines Herrn aus. Er schoß die Purzelbäume mit einer Grazie und Gewandtheit, die unvergleichlich genannt zu werden verdienen. Wenn man ihm ein Stück Schinken anbot, so beobachtete er die gemessenste und anständigste Zurückhaltung, bis sein Herr ihm das Fressen gestattete. Kurz, er war ein Hund, welcher in einem unscheinbaren Felle eine große Seele barg.

Sein Name lebt in der Geschichte für alle Geschlechter und Zeiten!"

Man unterhält sich, indem man mit einem Anderen von dessen Angelegenheiten spricht oder ihn selbst davon sprechen läßt; oder indem man von Dingen und Ereignissen spricht, deren Kenntnißnahme dem Anderen für dessen eigenes Leben belehrend sein kann oder welche in ihm irgend eine Erinnerung wecken; kurz indem man den Anderen interessirt; ferner, indem man ihm Gelegenheit giebt, seine Individualität von der seiner Meinung nach vortheilhaftesten Seite zu zeigen. Andererseits langweilen wir uns in der Gesellschaft von Leuten, welche uns nie zu Worte kommen lassen, uns von ihren Angelegenheiten unterhalten oder von Dingen und Ereignissen sprechen, welche uns nicht im Mindesten angehen. Leute von gutem Ton sind demnach Menschen, welche die Kunst verstehen, sich gegenseitig zu interessiren, welche sich gegenseitig Gelegenheit geben, sich von der ihrer Meinung nach besten Seite zu zeigen. Sie sind demnach Mitglieder der gegenseitigen Bewunderungsanstalt. Am besten unterhalten sich Leute von starker Phantasie, Leute, welchen weniger daran zu liegen scheint, gehört zu werden, als vielmehr zu sprechen; sie erzählen sich gleichzeitig das sie Interessirende und unterhalten sich deshalb auch gleich ausgezeichnet.

Vor nicht gar langer Zeit fragte mich ein junger Mensch um Rath; ich gab ihm folgende Antwort:

„Lieber Kleiner! Du verlangst von mir einen Rath, wie Du Dein Leben einrichten sollest. Abgesehen davon, daß die Einrichtungen für Dein ferneres Leben theils in, theils außer Dir schon getroffen sind, theils ohne Dein Zuthun getroffen werden, will ich Dir doch sagen, wie ich meine, daß Du Dich am besten Deiner von unverrückbaren

Schranken umgebenen individuellen Freiheit bedienen kannſt. Ich kann Dir, ſtreng genommen, eigentlich nur den Rath geben, welchen ich ſelbſt zu befolgen gedenke, und welcher auf uns Beide anwendbar iſt, weil er von unſeren äußeren Lebensverhältniſſen nicht abhängt. Der Rath wäre: Zerſtöre Deine Vorurtheile theils durch eifriges Studium der Phyſiologie und Geologie, theils dadurch, daß Du alle Genüſſe, welche Dir jetzt noch unbekannt ſind und darum intereſſant, poetiſch erſcheinen, bis zur Neige durchkoſteſt; dann wirſt Du durch die wohlthätige, obwohl mit Fieberſchauern verbundene Kriſis des Materialismus aus der Krankheit des Lebens zur Geneſung, zum Tode gelangen und Du wirſt den Vortheil haben, in ewiger Geſundheit, im Nichts zu ſein oder vielmehr nicht zu ſein. So würde ich zu Dir ſprechen, wenn ich nicht im Voraus wüßte, daß Dir dieſer Rath nicht gefiele. Damit Du mich nun für Deinen Freund halteſt, will ich Dir keine unangenehme Wahrheit ſagen, ſondern Dir einen angenehmen Rath geben. Ich ſage jetzt: „Wende Alles auf, um recht lange zu leben, ſchiebe die Entſcheidung der brennenden Frage ſo weit als möglich hinaus; plage Dich ſo lange als möglich mit der Furcht vor dem Zerſcheitern, bis das Zerſcheitern endlich doch eintritt. Mit andern Worten: Spare Deine Vorurtheile, ſei mäßig, hüte Dich vor Indigeſtionen! Sei fleißig, denn auf keine Art kann man die Zeit beſſer todtſchlagen als mit Arbeiten!“ —

„Ihr bleibt bei meinen Worten kalt;
Euch guten Kindern laß ich's gehen.
Bedenkt! Der Teufel der iſt alt;
So werdet alt, ihn zu verſtehen.“ —

IX.

Materialistische Schlußbetrachtung.

Die von Feuerbach und Moleschott aufgestellte Gattungstheorie dient nur dazu, die mögliche Verständigung der Religiösen und Materialisten zu erschweren. Der nackte Materialismus, wie ich ihn bisher entwickelt habe, räumt gern ein, daß er ein trostloser, unheilbar trostloser Standpunkt sei; d. h., er selbst will nicht die Heilung übernehmen; vielmehr überläßt er es der Religion, in den Nebelgefilden der Hoffnung zu experimentiren. Er ist sogar in der Lage, ihr mit dem besten Humor gute Verrichtung zu wünschen, er läßt ihr wenigstens Etwas, was wie ein Entstehungsgrund aussieht, gesteht ihr in einem gewissen Grade eine Art von Berechtigung zu. Anders die Gattungstheorie. Denn diese will von der Trostlosigkeit unserer Lage Nichts wissen. Religion und Gattungstheorie wollen heilen, beglücken. Das Object ihrer Concurrenz ist der Mensch. Darum besteht zwischen ihnen eine Feindschaft auf Leben und Tod. Der Streit zwischen Religion und Materialismus würde nur dann mit Recht ein erbitterter sein, wenn der Materialismus dar Religion an's Leben wollte.

Wir haben oben gesehen, warum der Materialist tolerant ist. Der Philosoph ist tolerant, weil er eine eigene Entwicklung kennt und achtet. Diese kennt der Theologe nicht.

Die Offenbarung ist gegeben. Der Glaube wird mit einem Schlage oder nie erworben. Deshalb muß der Religiöse gegen den Ungläubigen intolerant sein; und deshalb verspreche ich mir auch nicht eine ernstliche Verständigung mit den Theologen. Wer vom Materialismus Nichts wissen will, der muß sich in der That ganz ernstlich fragen, ob es nicht gerathener sei, sich in süßen Träumereien goldene Trugbilder vor die Seele zu zaubern, als im Lichte der Wahrheit ein kümmerliches Dasein hinzuschleppen. Aus diesem Bedürfniß zu träumen haben, wie wir oben sahen, die Religionen ihren Entstehungsgrund hergenommen. Der Katholicismus hat unter allen jetzt existirenden Religionen den ersten Anspruch auf den Namen einer Religion, hauptsächlich darum, weil er seine Rolle consequent durchführt, d. h. weil er seine Bekenner vor lauter Träumereien, vor lauter Subjectivität nicht zur Objectivität kommen läßt. Religionen dagegen, welche ihre Begründung nicht in dem erwähnten Bedürfnisse suchen, vielmehr, wenn auch nur mit der Fußspitze auf dem Boden der Reflexion stehen, verdienen gar nicht ihren Namen, denn sie verfehlen gänzlich den Zweck, welcher der Entstehung einer Religion zu Grunde liegen muß.

Paulus hat vollkommen Recht, wenn er von einem doppelten Gesetze spricht, von dem Gesetz des Fleisches, welches wir Prinzip der Selbstsucht nennen, und dem Gesetze in seinem Gemüthe, welches für uns freilich nur das Bedürfniß nach Pathos ist. Auf das Gebiet seines Glaubens vermögen wir Materialisten ihm freilich nicht zu folgen, die wir uns einmal auf der abschüssigen Bahn des Naturstudiums befinden. Denn wer fände wohl die Kraft, den steilen Berg des Glaubens zu erklimmen, nachdem er einmal im Spiegel der Wissenschaft sein wahres Gesicht gesehen? Doch Nein! Ich täusche

mich. Es iſt ja das Privilegium der Männer der goldenen Mittelſtraße, Berg und Thal zu verbinden, mit den Unebenheiten des Berges die Tiefen des Thales auszufüllen und darüber eine bequeme Lebensſtraße zu führen.

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immerfort am ſchaalen Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet!"

Bei der täglich wachſenden Erbitterung, mit welcher der Kampf zwiſchen dem Alten und Neuen, dem Glauben und Wiſſen geführt wird, kann es wohl kommen, daß man fortan nicht mit der ſich immer mehr abſtumpfenden Waffe des Worts, ſondern mit den nackten Thatſachen ſtreiten wird. Die Wortführer des Alten, des Glaubens könnten ſich möglicherweiſe überzeugen, daß ſie bei allgemeiner Volksbildung Nichts verlieren; ſie könnten es in ihrem wohlverſtandenen Intereſſe finden, das eigentliche Volk an den Abgrund der Wirklichkeit zu führen, damit ein Jeder eine klare Ausſicht habe auf die Troſtloſigkeit unſerer Lage. Es wäre dies ein va banque Spiel; ich wage nicht zu behaupten, daß der Sieg dem Glauben an den lebendigmachenden Buchſtaben gewiß ſei, aber ich lege ihm mehr Wahrſcheinlichkeiten des Erfolgs bei. Mir erſcheint es als wahrſcheinlich, daß der Materialismus ſich nicht wird geltend machen können. Materialiſten ſind bei dem vermeintlichen Bau der Ewigkeiten nicht gut zu verwenden. Der Materialiſt iſt alt; zur Arbeit, zum Spiel bedarf man aber der Jugend, der Lebensluſt, der daraus reſultirenden Lebensklugheit, welche letztere der Klugheit des Materialiſten, wie wir oben ſahen, gerade entgegengeſetzt iſt. Jugend und Lebensluſt dürften die Menſchheit über die Troſtloſigkeit ihrer Lage hinweg-

tragen *), und ſo wäre es denn möglich, daß aus dem Bedürfniß zu träumen eine neue Religion ſich entwickelte. Wenn dann die Begründer dieſer neuen Religion aus den Fehlern ihrer Vorgänger Etwas gelernt haben, ſo mögen ſie nicht die Thorheit nachahmen, ſich mehr oder weniger auf den Boden der Reflexion zu ſtellen. Als Materialiſt weiß ich natürlich nicht, woher ich das Intereſſe nehmen ſoll, um den Plan zu einer neuen Religion zu entwerfen. Mein Geſchäft iſt, zu verneinen. Aber einige Bauſteine zu dem neuen claſſiſchen Kunſtwerk des Glaubens finden ſich zufälligerweiſe jetzt in meinem Hirnkaſten vor. Ich will ſie bereitwilligſt zum allgemeinen Beſten veröffentlichen. Man mache es zu Glaubensſätzen, zu unumgänglichen Geboten der Religion, daß Niemand auch nur die erſten Vorarbeiten zum Betreiben von Wiſſenſchaft, zur Verbrüderung oder beſſer Verflachung der Völker, zur Ertödtung der Vorurtheile treffe. Es muß verboten werden, tiefer in die Erde zu graben, als nöthig iſt, um den Grund zu einem Hauſe zu legen, das Papier muß für eine Erfindung des Teufels erklärt, der Kompaß ein für allemal abgeſchafft werden; alle Secirungen von Menſchen und Thieren müßten als die Schöpfung ſchändend, alle Diejenigen, welche phyſikaliſche Verſuche anſtellen, als Leute dargeſtellt werden, welche Gott, den Allheiligen verſuchen. — In dem Kriege zwiſchen den Leidenſchaften und dem idealen Selbſt liegt vielleicht dann kein innerer Widerſpruch. Es muß zwiſchen beiden, wie dies denn auch ſchon in früheren Fällen geſchehen iſt, eine

*) Ueber die Langweile, dieſes Attribut alles Dauernden, der Zeit, der Ewigkeit, können uns nur die Ergebniſſe der Subjectivität, der Phantaſie und Speculation, die Philoſophie oder noch beſſer die Religion hinwegtragen.

Art von Waffenstillstand mit gegenseitigen Abschlagszahlungen geschlossen werden. Nur der unumgängliche Theil der Leidenschaften darf durchgeführt werden, aber dieser Theil wird heiliggesprochen, während die Befriedigung der übrigen Leidenschaften Sünde genannt wird. Der Mäßigung wird hoher Werth beigelegt. Das ideale Selbst wird in der Theorie aufrecht erhalten, praktisch größtentheils aufgegeben. Nur so könnte es gelingen, die Scylla der Leidenschaften und die Charybdis der Langweile zu umschiffen. Wenn es ihnen nicht gelingt, den Buchstaben ihrer Satzungen in den genügenden Respect zu setzen, wenn sie nicht durch Einführung von Kastenwesen*), Orakeln, Symbolen, Orden, Verdienstlichkeit der guten Werke, Ablaß, Reliquien, Bilderdienst, Heiligenverehrung, Festlichkeiten u. s. w. und anderer, neuer Einrichtungen, welche ich gern ihrer Erfindungsgabe überlasse, die Welt derart mit Vorurtheilen zu bestricken, daß kein Mensch mehr Lust zeigt, den Dingen auf den Grund zu sehen, zu speculiren oder wohl gar Wissenschaft zu treiben; wenn, sage ich, ihnen dieses Meisterstück nicht gelingt, so ist ihnen dasselbe traurige Ende zu prophezeihen, welches wir Materialisten unabwendbar mit sicherem Schritte kommen sehen.

„Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schreckniß fliehn!
Nicht die Blicke darf ich wenden;
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden!“

*) Der Abtheilung der gesellschaftlichen Stufenleiter muß ganz besondere Sorgfalt zugewendet werden.

648007

Druckfehler.

S. 17 Z. 7 von oben statt: letztenen lies letzteren.
S. 17 Z. 15 „ „ statt: Freude lies Freunde.
S. 17 Z. 1 „ unten statt: prinziellen lies prinzipiellen.

Google